

Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für
Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von:
Ludwig Keller



Herausgegeben von:
Artur Buchenau

34. Jahrgang
neuntes Heft

Jährlich 10—12 Hefte
September 1925

Inhalt:

	Seite
Alfred Kühnemann, Granville Stanley Hall und der amerikanische Arbeitsunterricht	385
Hans Lebede, Bayreuther Festspiele	399
Stephan Kekule von Stradonitz, Familienforschung und Schule	410
S. Mette, Die Legende vom Kinde	414
Streiflichter	418
W. Müller-Gordon, Das Gute beim ändern S. 418.	
Aus alten und neuen Büchern	420
Aus den Freiheitskriegen. (Aus G. Freytag, Bilder a. d. dt. Ver- gangenheit) S. 420.	

Fortsetzung nächste Seite

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C²

Herausgegeben am 5. September 1925

COMENIUS - GESELLSCHAFT

für Geisteskultur und Volksbildung. Begründet 1892 von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender:

1. stellv. Vorsitzender:

Generalsekretär:

Oberstudiendirektor **Dr. Buchenau**
Charlottenburg 5, Schloßstr. 46

Oberstudiendirektor **Dr. Arnold Reimann**
W 35, Blumeshof 15

Dr. Paul Meißner
Wilmsdorf, Prinzregentenstr. 81

Die Mitgliedschaft wird innerhalb Deutschlands, der Freien Stadt Danzig und des Memelgebiets durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. Die Beitragszahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postscheckamt Berlin Nr. 212 95
2. direkt an die Geschäftsstelle der C.-G. in Berlin-Wilmsdorf, Prinzregentenstr. 81
3. bei jeder Buchhandlung in Form des Zeitschrift-Abonnements.

Für das Ausland ist der Mitgliedsbeitrag einschließlich Porto wie folgt festgesetzt:

• 24 Goldmark = 6 Dollar

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Heften. Die Hefte sind auch einzeln käuflich.

Bei direkten Zahlungen von **Behörden** oder **Vereinigungen**, die für andere Empfänger geleistet werden, ist zur Vermeidung von Mißverständnissen und kostspieligen Rückfragen die Angabe **dringend** erforderlich, für wen die Zahlung gelten soll.

Die Zeitschrift wird in Deutschland und außerhalb Deutschlands unter Kreuzband versandt. Kein Postbezug. Genaue Anschriftangaben unbedingt nötig!

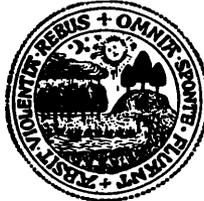
INHALT (Fortsetzung)

	Seite
Bücherbesprechungen	424
Philosophie und Religionsgeschichte	
Wernick: Plotin-Literatur S. 424; Hans Leisegang, Die Gnosis S. 426. — Hildebrandt: Hans Achelis, Christentum S. 426. — A. B.: Ernst Troeltsch, Protestantismus S. 427.	
Pädagogik und Volkserziehung	
Buchenau: Wilhelm Albert, Kind als Gestalter S. 427; Fritz Plate, Volksbücherei S. 428.	
Geschichte und Kulturgeschichte	
B. C.: Heinrich Cunow, Politische Kaffeehäuser S. 428. — Buchenau: H. G. Wells, Weltgeschichte S. 428.	
Gesellschaftsnachrichten	429
Aus befreundeten Gesellschaften	430
Bücheranzeigen	431

Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für Geisteskultur und Volksbildung

Herausgeber:
Artur Buchenau
in Verbindung mit
Georg Heinz, Siegfr. Mette,
Arnold Reimann



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährl. 10—12 Hefte Gm. 20.—
Für das Ausland M. 24.—

34. Jahrgang 1925

Neuntes Heft

Granville Stanley Hall und der amerikanische Arbeitsunterricht.

Von Alfred Kühnemann.

Wenn man die deutsche Pädagogik der letzten Jahre überblickt, stößt man immer wieder auf die Schlagwörter „Arbeitsschule“ und „Arbeitsunterricht“, die einem in den verschiedensten Auslegungen entgegentreten. Es handelt sich hierbei meist nie um scharf umgrenzte Begriffe, vielmehr um sehr schillernde Sammelbegriffe, in denen sich verschiedene Tendenzen unseres heutigen Lebens niedergeschlagen haben. Ihren gemeinsamen Grundton wird man am besten erfassen können, wenn man sie in ihrer Gesamtheit der Tendenz der bisherigen Schule gegenüberstellt. Während sich diese im allgemeinen zu sehr auf das Unterrichten als eine bloße Wissensvermittlung beschränkte, wobei, was schon lange vor dem Kriege Matthias bemängelte, der selbständige und selbsttätige Schüler oft nicht recht zu gebührender Geltung kam, bewertet die neue Schule die Selbsttätigkeit höher als das, was der Schüler nur passiv empfängt. Ohne Zweifel ist es auch schon früher das Ziel der Schule gewesen, zu selbständigem Denken zu erziehen, was heute manchmal vergessen wird. „Alle Erkenntnis, von der Anschauung bis zum Begriff“, so fordert Paulsen,¹⁾ „muß von dem Schüler selbst innerlich erzeugt werden. Was der Lehrer tun kann, ist nichts anderes, als daß er dem Schüler Anregung zur Selbstständigkeit in bestimmter Richtung gibt.“ Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Durchdringung des gesamten Unterrichts und der Erziehung mit arbeitskundlichen Methoden über das Vorangegangene hinausgeht. Die heutige Schule will eine Aktivität des Geistes pflegen, eine Betätigung der gesamten Kräfte des jungen Men-

¹⁾ Fr. Paulsen. Pädagogik. Stuttgart und Berlin 1911. S. 227.

schen entbinden. Sie will sein ganzes Leben umfassen und zur individuellen Gestaltung kommen lassen. Durch Selbsttätigkeit zur Selbständigkeit, das ist das Leitmotiv der neuen Schule, deren methodisches Verfahren auf Arbeitsunterricht beruht. Es bedeutet dies eine endgültige Absage an Herbart, der den Schwerpunkt seiner Schule in den Lehrer verlegte. War er gut vorbereitet, so mußte auch der intellektuelle Apparat des Schülers gut funktionieren. Es bedeutet gleichzeitig ein Aufgeben der bisherigen Bevorzugung der Verstandeskultur im Unterrichte, der Herbarts intellektualistische Psychologie mit großem Erfolge, aber auf die Dauer mit nachteiligem Einflusse die wissenschaftliche Grundlage verschafft hatte.

In der Auffassung dieser Selbsttätigkeit herrscht aber noch keine Einigkeit. Die Ansichten gehen nach zwei Richtungen auseinander. Die einen wollen durch Selbsttätigkeit eine Entwicklung rein geistiger Potenzen im Pestalozzischen Sinne, ein Gestalten rein geistiger Werte aus inneren Kräften fördern, und knüpfen damit bewußt an die klassische deutsche Pädagogik an. Der Geist wird als ein aktives, formgebendes Prinzip betrachtet, dessen äußerste Fassung Fichte formulierte, als er den Menschen die Welt aus sich heraus schaffen und in einer Tathandlung sich gegenüberstellen ließ. Die anderen wollen unter Selbsttätigkeit mehr eine Tendenz zum Schaffen von materiellen Werten verstehen und weisen auf den hohen Bildungswert manueller Arbeit hin, wie er besonders von Kerschensteiner und Seinig gepriesen wird. Von hier aus bis zur Berücksichtigung des Berufsgedankens ist ein weiterer Schritt, der schließlich bei den entschiedenen Schulreformern auf das politische Gebiet führt, wo diese „die augenblicklich noch herrschende wirtschaftliche Konstruktion unserer Volksgemeinschaft für ein Übergangsstadium ansehen, das einer besseren und leichteren Erzeugung und Verteilung der Güter weichen muß“, damit ihre Reformvorschläge Erfolg haben.¹⁾

Die Didaktik der Arbeitsschule und ihre praktische Erprobung steckt noch in ersten Anfängen, es mangelt auch an Schulmännern, die ihr zur Verwirklichung verhelfen können. Überdies ist die Frage noch offen, ob sich alle Unterrichtsfächer, insbesondere die geisteswissenschaftlichen, ohne Zwang dem neuen Gefüge einordnen lassen, und ob die arbeitskundliche Methode immer dem Verstehen des Schülers psychologisch entgegenkommt.

Es ist eine bisher wenig beachtete Tatsache, daß sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika um die Jahrhundertwende eine Schulreformbewegung ähnlichen Inhaltes wie bei uns abgespielt hat, wenn auch unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Zielen, die der Eigenart des Landes entsprechen. Soweit sich diese Bewegung

¹⁾ M. Epstein: Das Buch der Erziehung. Karlsruhe 1922. S. 7.

auch auf Einführung von Arbeitsunterricht erstreckt, soll gezeigt werden, wie sie sich in den Reformideen eines ihrer ersten Vertreter, des kürzlich in hohem Alter verstorbenen Amerikaners Granville Stanley Hall¹⁾ widerspiegelt.

Welcher Art sein Begriff der Erziehung zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit ist, geht eindeutig aus der Bezeichnung „industrial education“ hervor, die er neben „moral education“ für den Angelpunkt jeglicher Erziehung hält. Es handelt sich also ausschließlich um manuelle Aktivität, um materielles Gestalten, dessen Bedeutung einerseits in dem Bildungswerte der Arbeit an sich, andererseits in dem Werte der Arbeit für die Berücksichtigung des Berufsgedankens erblickt wird.

Zum Verständnis der amerikanischen Mentalität müssen wir die Tatsache berücksichtigen, wie entscheidend die Philosophie des Pragmatismus dazu beigetragen hat, die traditionelle Neigung des Amerikaners zu mehr praktischer Einstellung auch auf rein geistigen Gebieten zu steigern. Sie propagiert bekanntlich die Meinung,²⁾ daß reines Denken, welches nicht durch eine Handlung bewährt und auf die Erfahrung bezogen wird, nichts bedeutet und sich schließlich als bloßes Pseudodenken entpuppt, daß echtes Denken dagegen aus dem Handeln entspringen und es leiten, dem Leben immanent bleiben muß, in dem es sich bewegt und sein Dasein hat. Sie gibt an, daß unsere Überzeugungen und Urteile nur dann wahr und wertvoll sind, wenn sie für die Lebensführung nützlich und förderlich sind. Insofern diese Lehre betont, daß unsere Wahrheiten menschliche Erzeugnisse sind, wird sie in Amerika — *incredibile visu* — auch Humanismus genannt.

Auf pädagogischem Gebiete hat der Pragmatismus die Überzeugung verbreiten helfen, daß alle Methodik mit praktischer Instruktion beginnen, reine Wissenschaft erst relativ spät einsetzen und auf eine möglichst umfangreiche Kenntnis ihrer Anwendungen für den Gebrauch im Leben gestützt sein müsse. Er hat weiterhin die Meinung gefördert, daß praktische, in unmittelbare Anwendung umsetzbare Bildung höher als bloße formale geistige Bildung zu bewerten sei,³⁾ und daß das

1) G. St. Hall, auf deutschen Universitäten ausgebildet, langjähriger Präsident der Clark Universität in Worcester Mass., wird mit Recht als einer der Begründer der modernen Kinderpsychologie bezeichnet. Seine pädagogischen Gedanken sind in Deutschland wenig bekannt. Von seinen überaus zahlreichen Publikationen seien die folgenden benutzt: 1. *Some Criticisms of High School Physics and Manual Training and Mechanic Arts High Schools, with suggested correlations*. Pedagogical Seminary, Juni 1902, Bd. 9. — 2. *Adolescence*, 2 Bände, New York 1904. — 3. *Educational Problems*, 2 Bde., New York 1911.

2) F. C. S. Schiller: *Humanismus*. S. 98.

3) Hall sagt einmal karikierend: *Good laundry is better than bad Latin, d. h., eine gute Waschfrau leistet mehr als ein schlechter Lateiner.*

Bildungsziel das des konsequent und praktisch denkenden Menschen sei, der mit dieser Welt rechnet und in dieser Welt Erfolg, also Schätze auf Erden sehen will.¹⁾ Daß der Mensch dabei keinen Schaden an seiner Seele nimmt, verhütet die puritanische Decke, die über das Land ausgebreitet ist, unter der der alte naive und präventive Glaube der Puritaner weiter gepflegt wird, durch eine besonders glückliche Vorsehung zu einem Volk auserkoren zu sein, das die Menschheit dereinst in reinere Sphären des sittlichen Wollens emporheben wird.

Es ist verständlich, daß sich auf diesem geistigen Boden ein Arbeitsunterricht entwickeln muß, der Selbsttätigkeit um ihrer späteren Anwendung willen, d. h. Berufserziehung im engsten Sinne, betreiben will. Sie garantiert das Fortbestehen derjenigen Kräfte, die Amerikas großzügige Entwicklung bewirkt haben, sie ist ein Mittel zur Erhaltung des status quo in wirtschaftlicher Beziehung. Hauptsächlich aus diesem Grunde setzt sich Hall für eine Verbesserung der bisher in Amerika üblichen Unterrichtsmethoden ein, die viele Anklänge an Reformideen deutscher Pädagogen bis in die Reihen der entschiedenen Schulreformer hinein aufweist. Es darf aber nie vergessen werden, daß die Wertschätzung des Arbeits- und Wirtschaftslebens tief im amerikanischen Volkscharakter wurzelt, und daß ein amerikanischer Arbeitsunterricht einem System von Ideen über öffentliches Leben, am allerwenigsten den Doktrinen einer politischen Partei entspringt. Eine äußerliche Nachahmung etwa in Form von sogenannten Produktionsschulen würde bei der ganz anders gearteten Struktur des deutschen Volkes kein Gewinn sein.

Wir führen zunächst die unvermeidlichen phylogenetischen Gründe auf, mit denen Hall immer seine Anschauungen über Erziehungsfragen unterbaut. Primitive Völker haben ihre Tätigkeit fast ausschließlich auf eine Arbeit der Hand gegründet. Der Unterschied zwischen Kopf- und Handarbeitern war bei ihnen noch nicht vorhanden, und die geistigen Regungen fanden in den Produkten der Handtätigkeit ihren unmittelbarsten Ausdruck. Hall glaubt annehmen zu dürfen, daß mehr als die Hälfte der menschlichen Tätigkeit in der Vergangenheit der friedlichen Arbeit gewidmet gewesen sei. Der natürliche Zustand des Menschengeschlechtes war nicht der Krieg, sondern die friedliche, aufbauende Handarbeit. So hat die Hand im Laufe der Entwicklung das ganze Menschenwerk auf Erden gebaut, alles Menschenwerk ist Hand-Werk.

Eine naturgemäße Erziehung würde dieser Tatsache Rechnung tragen und versuchen müssen, die Jugend in den gleichen Zusammenhang hineinzustellen. Denn sie rekapituliert in kurzen Zügen die Ent-

²⁾ F. Schönemann: Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin u. Leipzig 1924. S. 159.

wicklung der ganzen Ahnenreihe. Die amerikanische Schule müßte hieraus den Schluß ziehen, die Schüler die einzelnen Entwicklungsstufen vom Höhlenbewohner bis zum Kulturmenschen durchlaufen zu lassen und zu den entsprechenden manuellen Tätigkeiten Beziehungen zu den übrigen Unterrichtsfächern zu knüpfen versuchen. Auf diese Weise glaubt Hall das Verständnis der Schüler für jede Form menschlicher Arbeit zu wecken und ihnen eine entsprechende Ausrüstung für die Bewältigung der wirtschaftlichen Aufgaben zu geben, die das Leben nach den Schuljahren von ihnen fordert.

Daß in der Entwicklung des Kindes tatsächlich Erinnerungen an jene Zeiten auftauchen, in denen primitive Völker ihr Dasein ausschließlich in körperlicher Arbeit erschöpften, glaubt Hall an einem merkwürdigen Zusammenhang zwischen Tätigkeitsdrang und Ermüdung bei Jugendlichen und primitiven Völkern erweisen zu können. Bei beiden stellt sich ein längerer Rhythmus von Arbeit und Ermüdung ein. Wilde Völker sind tage- und wochenlang faul und träge, um dann intensive und langandauernde Kräfte in Tanz, Krieg, Jagd, Wanderung oder Arbeit aufzubieten. Größte Anstrengungen, zuweilen bis zur äußersten Erschöpfung, wechseln mit Zuständen bloßer vegetativer Existenz ab. Mit fortschreitender Zivilisation wird das Tätigkeitsleben regelmäßiger. Der Lebensmodus aber, der der industriellen und kommerziellen Periode vorausgegangen ist, deren Grundlage größte Regelmäßigkeit der Handlungen geworden ist, hat weitaus länger gedauert als der spätere zivilisierte Zustand. Wir sehen heute noch eine Fülle von Erscheinungen im Leben des Jugendlichen, die an jene Lebensform erinnern, die nur in beschränktem Maße in Regelmäßigkeit zu zwingen ist. Von neueren deutschen Schriftstellern hat F. Klatt¹⁾ auf diesen Rhythmus schwer einzudämmender Launen und Stimmungen hingewiesen, der in Schwingungen des Tages, der Wochen und der Jahreszeiten verläuft.

Wichtiger als diese phylogenetischen Gründe sind rein psychologische Gesichtspunkte. Für einen Arbeitsunterricht führt Hall mit Recht an, daß nichts so einleuchtend ist und nichts das eigene Interesse so anregt, als was man selbst hat entstehen lassen. Nicht annähernde Fähigkeit, sondern ganze Arbeit, und wenn es auch nur im Kleinen sein mag, soll entwickelt werden. Dann erst ist der Mensch ein Mensch, wenn er etwas ganz versteht. Dann wird sich auch ein geistiges Verstehen an materielles Können knüpfen. Hall möchte deshalb den manuellen Arbeitsunterricht nicht als ein isoliertes Unterrichtsfach betrachtet wissen, sondern als ein durchgehendes Unterrichtsprinzip. Er soll auch nicht auf bestimmte Schulen, die Manual Training Schools, beschränkt bleiben, sondern Elementar- und auch Mittelschulen sollen

1) Fritz Klatt: Die schöpferische Pause. Jena 1925.

ihn zum Mittelpunkt des gesamten Unterrichts machen. Durch die Handbetätigung sollen etwa im Sinne von O. Seinig¹⁾ Objekte entstehen, die dem Unterricht unmittelbar zugute kommen, seine Klärung, Festigung und Vertiefung bezwecken.

Die manuellen Tätigkeiten müßten so eingerichtet werden, daß sie der Konstitution des jugendlichen Körpers und seiner gedeihlichen Entwicklung nicht schaden. Für die erste Schulzeit sollten deshalb unter den vielen Handbeschäftigungen diejenigen herausgesucht werden, die basale Muskelgruppen in Funktion setzen. Fröbel glaubte, in seinen Spielen einige dieser Grundbeschäftigungen gefunden zu haben, aber sie entsprachen mehr einer logischen als einer natürlichen Folge. Hall zeigt sich hier als ein energischer Vorkämpfer für eine Erziehung, die auf einer Vergeistigung der Hand aufgebaut ist. Der Handbetätigung wird von ihm ein totaler geistiger, auch sittlicher Wert beigemessen, der auf den ganzen Menschen ausstrahlt. Die Tätigkeit der Hand soll deshalb möglichst auch in alle Stunden getragen werden. Überzeugt von dem hohen bildenden Wert der Arbeit nahm Hall selbst noch in seinen dreißiger Jahren gelegentlich seines Aufenthaltes in Deutschland Unterricht in den verschiedensten Handwerken.

Außer den erwähnten entwicklungsgeschichtlichen und psychologischen Momenten spielt das soziale Element noch eine wesentliche Rolle. Manche Gegenstände wird der Zögling nicht allein ausführen können, er bedarf dazu der Unterstützung anderer. Er selbst muß seine Kraft bereitwillig in den Dienst einer gemeinsamen Sache stellen. So wird eine Lebensgemeinschaft an der Arbeit erzielt, das Verantwortlichkeitsbewußtsein gestärkt und die Erkenntnis moderner Arbeitsbegriffe, wie Arbeitszusammenhang, Arbeitsteilung usw., gefördert.

Unter den früheren, einfacheren Bedingungen Amerikas, die mehr einen ländlichen Charakter trugen, waren die Verhältnisse für eine Arbeitserziehung günstiger. Die Schule berührte mehr das Leben, das die Schüler lebten. Unter modernen und komplizierten Großstadtbedingungen ist die Schule mehr und mehr von ihrer natürlichen Aufgabe, einen Arbeitsunterricht zu vermitteln, isoliert worden. Hall möchte deshalb wieder seine Schule auf das Land legen, wo außerdem der Vorteil einer gesunden Umgebung vorhanden ist. Hier wird eine große Zahl verschiedenster Beschäftigungen unter vorteilhaftesten Bedingungen betrieben, die in ihrer seit undenklichen Zeiten bestehenden Form einen natürlichen, d. h. die Entwicklungsstufen der Rasse durchlaufenden Arbeitsunterricht vermitteln. Als Ideal schwebt Hall der Aufenthalt auf einer jener Neu-England-Farmen vor, auf denen er selbst in seiner Knabenzeit geweiht hat.

1) O. Seinig: Die redende Hand. Leipzig 1923.

Worauf also die Erziehung zur Selbsttätigkeit für Hall hinausläuft, ist eine Ertüchtigung durch die Schule für die zukünftige Berufsarbeit. Wenn auch die eingangs erwähnten phylogenetischen und psychologischen Gründe die Einführung von Arbeitsunterricht schon ausgiebig befürworten, so bleibt doch für Hall die Berücksichtigung des Berufsgedankens das stärkste Motiv. Erneuerung und Stärkung des Berufsgefühls gegenüber monotoner Fabrikarbeit und hastendem und erschöpfendem Handelsbetrieb soll die Schule fördern. Neben Berufsfreude soll Berufstüchtigkeit angezogen werden, beides sind die Grundlagen für eine Erhaltung der imposanten amerikanischen Wirtschaft. Die Schule hat sich an ihr und ihren Berufen zu orientieren. Auf der Basis der mannigfaltigen Berufstätigkeiten, die unser modernes Leben bedingt, muß, so fordert Hall, ein Erziehungssystem aufgebaut werden, das den Schülern bei weniger pedantischen Methoden mehr Freiheit und Initiative zukommen und ihre individuellen Berufsanlagen besser hervortreten läßt. Schon hier sei darauf hingewiesen, daß mit keinem Wort wirtschaftspolitische Forderungen erhoben werden. Die neue Schule soll eine Dienerin der alten Wirtschaft sein, sie soll letzten Endes ein Mittel zur Förderung produktiver Arbeit werden.

Es ist bemerkenswert, daß sich die amerikanische Schule relativ spät auf diese Aufgabe besonnen hat. Das bis in die neunziger Jahre bestehende Schulsystem war teils nach englischen, teils nach deutschen Vorbildern orientiert und hatte kaum etwas spezifisch Amerikanisches an sich.

Erst um das Jahr 1900 tritt eine radikale Änderung ein. Der Optimismus, daß man mit „education“ ein unfehlbares Mittel in der Hand habe, alles zu verbessern, drang tief ins Volk. Der Hang zur Weltverbesserung, zur Erreichung einer allgemeinen Glückseligkeit ist überhaupt für das amerikanische Volk charakteristisch. Daß man mit „education“ dieses Ziel erreichen könne, entfachte eine gewaltige Bewegung, deren idealistischen Einschlag man nicht verkennen kann. Kenner Amerikas nennen diese Bewegung die zweite große Pionierarbeit des Amerikaners, und sehen in ihr sogar den bewußten Willen, aus dem Materiellen herauszukommen. Daß diese Bewegung nebenbei bizarre Formen annahm, wird uns nicht verwundern. Große Fabriken nannten mit einem Male ihre Erzeugnisse „educational biscuits“ oder „educational shoes“, um damit ihren Fabrikaten einen besonders aktuellen Wert beizulegen.

Es darf uns, die wir gewohnt sind, die Aufgabe der Erziehung in der Persönlichkeitsbildung allein zu suchen, und in der Berufsvorbereitung eine Vorbereitung für das Leben im Sinne einer Ausprägung des sittlichen Charakters zu erblicken, nicht Wunder nehmen, wenn der Amerikaner Hall neben sittlicher Vervollkommnung materielle Berufserziehung, neben moral education industrial education mit gleicher

Intensität anstrebt. Man muß sich immer wieder daran erinnern, daß das in ständigem Wachstum begriffene Land mit seinen Millionen unablässig einströmender Einwanderer von Anfang an seine Interessen auf das Wirtschaftliche konzentrieren und Kräfte in Bewegung setzen mußte. Ein starker Trieb der Selbstbetätigung hält auch noch heute das gewaltige Schwungrad der Union in Bewegung. Aber dieser intensiv auf das Praktische eingestellte Geist ist nicht das Ergebnis maßloser Habsucht und materialistischer Lebensauffassung, vielmehr ein altes Erbgut aus den Tagen der Pionierzeit, und es hat sich eine fest im Volksbewußtsein verankerte Anschauung herausgebildet, daß die Schaffung von wirtschaftlichen Werten eine Kulturleistung darstelle. In dem rasenden Tempo der amerikanischen Großstädte, in dem komplizierten Getriebe der modernen Produktion und des Welthandels liegt für den Amerikaner das Symbol des Lebens, das ihm Reichtum, Macht und Größe verspricht. Diese Tendenz kommt auch in der pragmatistischen Auffassung und Ausnutzung der Wissenschaften zum Ausdruck, deren Resultate meist nur in ihrer wirtschaftlichen Anwendungsmöglichkeit gewertet werden, sie zeigt sich auch in der Struktur der modernen amerikanischen Pädagogik, die ihre Aufgabe darin erblickt, Wirtschaftsfragen durch „education“ zu lösen.

Voraussetzung für die Durchführung dieser Erziehungsmethode ist das Bewußtsein des Kulturwertes unseres heutigen technischen und wirtschaftlichen Zeitalters. Und von diesem Bewußtsein ist der Amerikaner Hall völlig erfüllt. Er sagt wörtlich: „Landwirtschaft, Gewerbe und Handel sind die Grundlagen des nationalen Wohlstandes, von ihnen werden alle Berufe und Institutionen, ja selbst die Kultur immer abhängiger, während die alten Ideale des voraussetzungslosen Studierens und der reinen Geistesarbeit schnell verblassen. Wir behalten nur das Wissen, das wir anwenden.“ . . . „To be cultivated we must be industrious.“ Alle Kultur ist also an ihrem praktischen Nutzen zu messen, und von diesen pragmatischen Vorstellungen ist das ganze amerikanische Volk durchdrungen, ihnen hat es bisher weitaus die meisten Kräfte geopfert.

Amerika besitzt nun schon seit einigen Jahrzehnten neben den Volks- und Mittelschulen eine Reihe von Anstalten, die einen Unterricht vermitteln, der dem praktischen Sinn des Amerikaners entgegenkommt. Charakteristisch für das Land ist die schnelle Entwicklung der Manual Training High Schools, die handwerkliche Arbeit, wie Schlosserei, Tischlerei usw., in den Mittelpunkt des Unterrichts rücken. In mehr als der Hälfte der 1300 Stadtschulsysteme werden Manual-Training-Kurse durchgeführt. Aber diese Schulen erfüllen bei weitem nicht die Aufgabe, berufstüchtige Schüler zu erziehen. Sie werden auch meistens nur von „motor-minded boys“ besucht, die intellektuellen Aufgaben nicht gewachsen sind und diesen Mangel durch eine geschickte Hand auszu-

gleichen suchen. Hall urteilt über diese Schulen sehr hart: „Sie sind zu isoliert, unpraktisch und unsozial, mit zu geringem praktischen Inhalt. Gewöhnlich haben sie keinen vitalen Kontakt mit den wirklichen Berufen. Daß ihr Besuch für die meisten Gewerke geeignet mache, ist ein in vielen Fällen verhängnisvoller Irrtum.“

Sehr langsam setzte sich in Amerika auch der Gedanke einer spezifischen Berufsbildung durch, die auf das Studium der individuellen Anlagen und der erforderlichen Fähigkeiten für die verschiedenen Berufe gegründet war. Aber der Mangel an genügender Berufsschulung ist gegenwärtig immer noch nicht behoben, und die Zahl der Jugendlichen, die von einem Beruf zum andern pendeln und durch das Gesetz wenig Förderung und Schutz vor Ausbeutung erfahren, noch sehr groß. Immerhin haben die bestehenden Gewerbe-, Handels- und Agrikulturschulen die Erziehung und die Wirtschaft in nähere Beziehung gerückt und das relative Fehlen eines Lehrlingssystems ausgeglichen. Eine generelle Regelung der „industrial education“ ist aber bis auf den heutigen Tag noch nicht erfolgt.

Halls Reformvorschläge bezwecken nun, einerseits die Berufserziehung von Lehrlingen systematischer und inhaltreicher zu gestalten, andererseits schon auf der Volks- und Mittelschule durch einen Arbeitsunterricht die künftige Berufsarbeit vorzubereiten. Wir beschäftigen uns zunächst mit dem letzteren Gebiete. Nach Halls Ansicht ist die Kluft zwischen Schule und Beruf zu groß, als daß sie durch die besten Berufsschulen später überbrückt werden könnte. Nicht früh genug könne sich die Jugend mit einem Beruf beschäftigen. Dieselbe Zeit, die sie oft vergeblich auf Latein und andere sogenannte allgemein bildende Fächer verwendet, würde ihr, auf die Berufsvorbereitung angewendet, weit mehr Kraft für das Leben verleihen.

Hall fordert von der neuen Schule, daß sie die entlassene Jugend mit Fähigkeiten in das Leben schicke, die sie einen Kampf um ihre Selbstbehauptung bestehen lassen. Das ist das Erziehungsziel im Rahmen eines industriellen Landes und Zeitalters. „Wir müssen,“ so sagt er wörtlich, „den Gedanken der Berufsbildung bis in die Elementarschulen hineinragen, hierher gehört das Berufsberatungsbüro. Kein Knabe dürfte die Schule verlassen, ohne einen gewissen Begriff von den wirtschaftlichen Bedingungen seiner eigenen Umgebung zu haben, oder ohne eine gewisse Vorstellung von den Berufen zu besitzen, für die er geeignet oder, was noch wichtiger ist, für die er nicht geeignet ist.“

Die meisten Schüler treten aber zwischen 13 und 15 Jahren aus der Schule, oft gegen den Willen ihrer Eltern. Von achtzehn Millionen amerikanischer Schüler verließen ungefähr siebzehn Millionen die Schule, sobald oder schon bevor es das Gesetz erlaubte. Sie fühlen, daß ihnen die Schule nicht lebensnahe genug ist. Sehr schwer fällt dabei ins

Gewicht, daß diese Jugend dann meist ohne jede Führung ins Leben tritt. Die in diesem Alter oft erzwungene oder willkürlich gewählte Berufsstellung führt daher zu späteren Enttäuschungen und häufigem Berufswechsel. Gealtert, ruhe- und regellos gleiten solche Menschen dann schließlich in eine letzte Stellung, die ihnen aber auch keine Befriedigung verschafft. Hier liegt mit eine Wurzel für die Unzufriedenheit des künftigen Proletariats und seine antistaatsbürgerliche Tendenz. Die Schule kann und muß dieser Entwicklung, die durch die Entpersönlichung des heutigen Arbeitsprozesses noch beschleunigt wird, Einhalt tun. Sie muß die Schüler wieder durch neue Methoden an die Schule zu fesseln suchen. Längeres Verweilen auf der Schule bringt überdies, so meint Hall, auch pekuniären Vorteil. Wenn man auch Bildung nicht nach Dollar werten könne, so hängt doch letzten Endes „peace of mind and prosperity of all kinds of toilers“ davon ab. Wir begegnen hier wieder der bekannten Betonung des materialistischen Unterbaues der amerikanischen Kultur.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erfüllen die amerikanischen Schulen ihre Pflicht nicht. „Our system is undemocratic!“ ruft Hall zu wiederholten Malen. Es besteht ein Zwiespalt zwischen dem Erziehungs- und dem Wirtschaftsleben, es wird zwar von der Wichtigkeit der Arbeit gesprochen, aber es werden die Elemente nicht betrachtet, die der Arbeit wegen würdig wären, gelehrt zu werden. Es fehlt überhaupt im ganzen Schulsystem an der Erkenntnis, daß die Schulen zum Wohle des Landes und der Erhaltung seiner Kräfte zu arbeiten haben. Es ist nicht uninteressant, hier die Feststellung zu machen, wie variationsfähig der Begriff des Demokratischen in Amerika ist. Wenn man ihn auf eine weiteste Formel bringen will, kann man sagen, daß demokratisch das sei, was die amerikanische Nation in ihrem Bestande erhält.

Hall führt nun eine ganze Reihe von Umständen an, die die bisherige amerikanische Schule als ungeeignet für die Durchführung seiner Gedanken erscheinen lassen. Die Erziehung in der Volksschule ist auf Grund der text-book-Methode zu schablonenhaft, auf individuelle Unterschiede wird wenig Rücksicht genommen, obgleich von ihnen jeder Erfolg im Leben im weitesten Maße abhängt. Außerdem wird den relativ wenigen Schülern, die mittlere und höhere Schulen besuchen, viel zu viel Aufmerksamkeit geschenkt gegenüber der großen Masse der übrigen Volksjugend, die meist mit ungenügender Schulbildung in das Wirtschaftsleben tritt. Die Schule nimmt auf das künftige Leben dieser Schüler keine Rücksicht. Gewöhnlich hat ein Knabe, der mit 14 Jahren die Schule verläßt, viel gelernt, das er nicht im Leben verwenden kann, und mit Erreichung des 20. Jahres hat er alles vergessen, so daß er unwissender als beim Verlassen der Schule ist.

Auf diese Art bringt das Kapital, das der Staat in seinen Schulen investiert, keine Zinsen.

Der höheren Schule macht Hall den Vorwurf, daß sie Schüler heranbilde, die nicht genügend Fähigkeiten zum Weiterkommen im Leben besitzen, ausgenommen vielleicht einige wenige, die sich irgend-einem höheren Berufe widmen. Dies liegt nach Hall an dem ver-fänglichen Irrtum, zu glauben, daß es so etwas wie eine allgemeine Bildung durch Unterrichtsfächer gäbe.

Einer beruflichen Vorübung durch die Schule steht ferner die außerordentlich starke Verwendung weiblicher Lehrkräfte im Wege. Sie beruht nicht etwa, wie manchmal fälschlich angenommen wird, auf der besonders stark in Amerika ausgeprägten Ästimierung der Frau seitens der Gesellschaft, die auch in der Übertragung eines so wichtigen Amtes, wie es der Erzieherberuf für die Volkjugend darstellt, zum Ausdruck kommen soll. Vielmehr spielen hier in erster Linie rein geschäftliche Interessen die ausschlaggebende Rolle. Die Frau kostet weniger als der Mann, und da man bis zur Jahrhundertwende sich der Wichtigkeit einer Volkserziehung als Mittel zum Erhalten des Bestandes der Nation nicht vollkommen bewußt war, so ließ man es eben bei dieser Einrichtung. Es erscheint uns deshalb verfehlt, das Überwiegen weiblicher Lehrkräfte durch den günstigen Einfluß zu sanktionieren, den sie auf die männliche Jugend sicherlich ausüben. Das hieße denn doch, die großen Nachteile verkennen, die andauernde weibliche Er-ziehung auf Knaben zur Folge haben muß. Hall macht im gleichen Sinne energisch gegen diese Sitte Front. Daß aber auch die Berufs- und Gewerbeschulen nicht selten von weiblichen Lehrkräften besetzt sind, bezeichnet Hall mit Recht als eine „absurd pedagogic monstrosity.“

Die positiven Vorschläge nun, die Hall für eine Berufsvorbereitung durch die Volksschule macht, sind psychologischer Natur und zielen darauf ab, den natürlichen Spieltrieb der Kinder hierfür nutzbar zu machen und Kurse einzurichten, in denen die unteren Klassen Spiel-zeuge, die oberen einfache wissenschaftliche Apparate anfertigen, wobei die Handbetätigungen gewisser Gewerbe vorgeübt werden. Solche Kurse würden eine gute Überleitung auf die Berufsschulen geben und überdies den großen Vorteil besitzen, daß sie in den Jahren beginnen, in denen die meisten Knaben die Schule verlassen, und somit die Jugend zum Verbleiben auf der Schule aus Interesse anregen würde. Hall nennt solche Kurse „recapitulatory und humanistic“ in dem schon früher erwähnten Sinne: Die meisten der besten Spiele und Beschäftigungen sind zusammengeschrumpfte, ehemalige Beschäftigungsformen Er-wachsener, und während das Kind spielt, wiederholt es also in einem bisher ungeahnten Sinne die Geschichte der Rasse.

Der Gedanke, die erzieherische Wirkung der handwerksmäßigen Arbeit auf die Volksschule zu übertragen, hat bekanntlich auch in

Deutschland Einfluß auf die pädagogische Praxis gewonnen und in manchen Fällen zur Umgestaltung der bisherigen Organisation geführt. Rein geistige Arbeit wird minder gewertet und die Selbsttätigkeit der Schüler in ihrer technischen Betätigung mit Hinblick auf ihren künftigen Beruf erblickt. Seinig, einer der ersten Förderer dieser Art von Arbeitsschule, hält auf der Unter- und Mittelstufe die Betätigung der Hand für das geeignetste Mittel, Zwecke zu setzen und zu erreichen. „Das zukünftige Schlachtfeld der Völker,“ sagt er, „ist der Weltmarkt mit seinem Verkehr, mit seinen industriellen Erfindungen und Erfolgen! Und hier heißt's: Zielsichere Schützen vor, damit das deutsche Volk in Zukunft immer mit an der Spitze marschiere!“¹⁾ Man wird die Frage offen lassen müssen, ob wir mit solchen Methoden, die an die geschilderten amerikanischen Gedankengänge erinnern, den Kreis der Anschauungen, die eine deutsche Erziehung ausfüllen sollten, nicht allzu sehr einschränken.

Während Hall an den Elementar- und Mittelschulen tadelt, daß sie keine Brücke zum wirklichen Berufsleben schlagen, macht er den amerikanischen Berufsschulen den Vorwurf, daß sie sich zu einseitig auf bloße Berufserziehung einstellen. Sie sollten den Lehrlingen nicht nur eine intellektualistische Einführung in ihr Berufsleben geben, sondern auch bürgerliche Tugenden, Berufsstolz usw. entwickeln und sie zur Mitarbeit am Staatsleben vorbereiten.

Mit dieser Forderung einer beruflichen und staatsbürgerlichen Erziehung berührt sich Hall eng mit Kerschensteiner, dessen begeisterter Fürsprecher er ist. Zwei Aufgaben fallen der Berufsschule nach Kerschensteiner zu: Die Berufsinteressen zum geistigen Zentrum des Menschen zu machen und damit seine eigentliche Lebensaufgabe zu einem wesentlichen Bestandteile der Aufgaben der Gesellschaft zu erhöhen. Das Ziel, das Kerschensteiner verfolgt, ist staatsbürgerliche Erziehung: Einbeziehung wirkungsvoller Momente der vaterländischen Geschichte und charaktervoller sittlicher Gestalten, Hinweis auf die vielfachen Verknüpfungen der Einzelinteressen mit den Gesamtinteressen des Staates, auf die Elemente der Verfassung und Gewerbegesetzgebung, auf soziale Fragen, Arbeiterschutz, Wohnungswesen usw. Es braucht kaum daran erinnert zu werden, daß Kerschensteiner nicht mit Mitteln des Unterrichtes allein eine staatsbürgerliche Gesinnung erzielen will. Eine solche kann nicht durch Staatsbürger- oder Verfassungskunde erreicht werden, sie muß auf das Wollen gerichtet sein, sie muß aus dem Handeln eines Schülers herausfließen.

In diesem weitesten Sinne wird handwerkliche Erziehung von Hall nicht gefordert. Ihm kommt es hauptsächlich auf die Lösung wirtschaftlicher und sozialer Fragen an.

¹⁾ Ebenda. S. 19.

Neben einer Erziehung zum handwerklichen Beruf muß eine solche zum Handelsberuf eine gleiche Bedeutung besitzen. Der junge Amerikaner neigt ohne Zweifel mehr zu einer Handelstätigkeit als zu irgendeinem anderen Berufe. Wenn auch viele Handelsschulen schon mit Erfolg auf dem Gebiete der kommerziellen Erziehung tätig sind, so mangelt es doch den meisten an dem genügenden Weitblick. Und dieser ist auf den außeramerikanischen Markt zu richten. In der Vervollkommnung und Verbilligung von Industrieprodukten marschiert Amerika schon lange an der Spitze. Woran es noch mangelt, ist die mit der Eroberung des Weltmarktes verknüpfte Imperialisierung der Welt, d. h. der Drang nach der Weltherrschaft, fußend auf überseeischer Geltung. Hall spricht diese imperialistische Tendenz, die er durch „education“ glaubt stärken zu können, oft sehr deutlich aus.

Wenn das Handwerk heute in Amerika einer möglichst spezialisierten, verfeinerten, qualitativen Ausbildung bedarf, so der Handel, genau entgegengesetzt, einer allgemeinsten und breitesten Erziehungsmethode. Wer mit Erfolg kaufen und verkaufen will, muß eine Kenntnis der gesamten Weltmärkte besitzen, muß die ungeheure Mannigfaltigkeit der Rohmaterialien kennen, ihre Verarbeitungsprozesse, ihre Aufstapelungs-, Verladungs- und Verschiffungsart, muß Käufer in aller Herren Länder finden und der Konkurrenz entgegentreten können. Der Handel darf keine Monroe-Doktrin kennen.

Hall ist sich der Schwierigkeit einer Erziehung zum Handel wohl bewußt. Handel kann schlechterdings nicht lektionsweise, wie ein Handwerk gelehrt werden, er spielt sich als ein Prozeß zwischen Menschen in Büros ab. Deshalb wird persönliche Berührung mit erfolgreichen Wirtschaftsführern die beste Erziehungsmethode sein. Hall macht den originellen Vorschlag, daß Männer wie Rockefeller, Carnegie, Morgan in einigen Handelsschulen Unterricht erteilen und über ihre Geschäftsmethoden berichten sollten, die zu ihrem großen Erfolge geführt haben.

Der Gedanke, daß erfolgreichen Wirtschaftsführern die Verpflichtung auferlegt werden müßte, die Jugend mit ihrer Erfahrung in persönlichen Vorträgen oder Autobiographien zu unterstützen, ist an sich beachtenswert. Ob aber die oft bedenklichen amerikanischen Geschäftsmethoden dazu beitragen würden, die Leidenschaft der amerikanischen Jugend, „to get rich honorably“, zu befriedigen, ist eine wenigstens für Europäer offene Frage. Hall weist mit Recht allerdings darauf hin, daß auf allen Gebieten, wie Wissenschaft, Landwirtschaft und Industrie, neueste Fortschritte und Erfahrungen der heranwachsenden Jugend zugänglich gemacht werden, nur nicht auf dem des „commerce and trade“. Aber auch hier liegt ein großes Gut von Erkenntnis und Erfahrungen vor, das zu erhalten und fortzupflanzen zu den eigentlichen Aufgaben des Erziehers gehörte. Der optimistische Glaube an die

Kraft der Erziehung kann nicht stärker zum Ausdruck kommen, als hier auf dem Gebiete der Handelsschulung.

Während der Arbeitsunterricht in der Elementarschule und in den Manual Training Schools einerseits, in den Commercial Schools andererseits noch nicht den Anforderungen genügt, die Industrie und Handel Amerikas an die Erziehung des jungen Nachwuchses stellen müssen, liegen die Dinge auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Erziehung wesentlich günstiger. Hier hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die sogenannte Schulgartenbewegung entwickelt, die eine Hinführung zur Natur und die Darbietung der Gelegenheit zum landwirtschaftlichen Arbeiten bezweckt. Bis zum Jahre 1905 werden von Hall die Schulgärten auf fast 100 000 geschätzt. Gewöhnlich wird den Schülern ein leeres Grundstück zugewiesen, das sie umgraben, in Beete einteilen, bepflanzen und pflegen. Der Ertrag der Arbeit wird mit nach Hause genommen, für den Familientisch benutzt oder auf dem Markte verkauft. Jedes Kind macht eine Aufrechnung über seine Einnahmen in Geldwert. Oft steuerten die Kinder durch ihre Tätigkeit zur Ausrottung von Pflanzenseuchen bei, sie lernten den ökonomischen Wert verschiedener Vogelarten kennen und wurden über den Umgang mit den verschiedensten Haustieren unterrichtet.

Von diesen Schulgärten sagt Hall: „Sie mindern die mechanische Plackerei des Unterrichts, lassen den kindlichen Geist mit den Pflanzen wachsen. Sie regen Berufszwecke, Interesse an industrieller Geschichte an, lehren Achtung vor dem Eigentum, . . . sind mit Vaterlandsliebe und Verehrung der Flagge verknüpft, geben ein wenig Anleitung im Gebrauche des Geldes, lehren Liebe zu den Tieren, . . . sind religiös, weil sie den Weg von der Natur zu ihrem Schöpfer weisen.“ . . . „Thus in fine, they help us nearer to God and to the almighty dollar.“

Das Lob auf die Schulgartenbewegung endigt hier mit einem sehr charakteristischen Ausspruch. Erziehung zu Gott und dem allmächtigen Dollar ist das Ziel! Mit anderen Worten, moralische Gesinnung und gewinnbringende wirtschaftliche Betätigung soll im Rahmen einer natürlichen Erziehung, d. h. in und an der Natur gepflegt und gefördert werden. Das ist, auf einen Hauptnenner gebracht, das Erziehungsideal Halls, dem der Schulgarten am weitesten nahekommt.

Vitae, non scholae discimus! Das gilt im wörtlichen Sinne für die amerikanische Schule. Das Pioniervolk, das in ein paar Generationen einen Kontinent fast von der Größe Europas erobert hat, will seine Kräfte erhalten, die es bisher zum Erfolg geführt haben. Und diese Kräfte sind nicht an geistigen Dingen, sondern an den harten Widerständen des wirklichen Lebens erprobt worden. Noch immer arbeitet Amerika an einer Befestigung dieses materiellen Unterbaues seiner Kultur. Von einem geistigen Überbau sind erst die Anfänge vorhanden.

Um so verwunderlicher ist es, wenn Amerika heute eine Führerrolle auf sich nehmen will, die sich nicht nur machtpolitisch, sondern auch kulturpolitisch auswirken soll. Diese Absicht wird heute schon von vielen gebildeten Amerikanern ausgesprochen, und es wird dabei allen Ernstes zum Ausdruck gebracht, daß die deutsche Kultur in erster Linie ablösungsreif sei. Hall sagt in einem seiner letzten Alterswerke wörtlich: „Meine Neigung, den Segen des Einflusses des deutschen Geistes in der Welt vielleicht übermäßig zu betonen, wurde mehr oder weniger in das Gegenteil verkehrt, und als der Krieg beendet war, begann ich mehr und mehr zu fühlen, daß dieses Land die Hoffnung der Welt war, und daß die Zeit, wo wir zu deutschen Füßen saßen, vorüber sei, daß wir jetzt eine neue Berufung zur Führerschaft in der höheren Kultur der Welt haben, und daß wir, wenn wir die großen Lehren der Nachkriegszeit verwirklichen, zu der Erkenntnis erwachen würden, daß die Welt uns jetzt nicht nur zur sittlichen und geistigen Führerschaft gerufen hat, (was am besten durch Wilsons 14 Punkte illustriert wird, die ihn unter dem Beifall von ganz Europa zum Wegweiser eines neuen Evangeliums für die Welt gemacht haben), sondern daß unsere Institutionen und unsere geistigen Führer das Kulturwerk aufnehmen und fortführen müßten, das durch Deutschland in Mißkredit, wenn nicht gar in Bankerott geraten ist.“ (?)

Bayreuther Festspiele.

Von Dr. Hans Lebede.



Als im Sommer 1924 zum ersten Mal nach zehnjähriger Pause die Tore des Bayreuther Festspielhauses wieder aufgetan waren, die der Ausbruch des Weltkrieges im August 1914 geschlossen hatte, begegnete das, was in fünf „Meistersinger“- , zwei „Ring“- und sieben „Parsifal“- Aufführungen geboten ward, einer in verschiedenster Hinsicht sehr seltsamen Aufnahme. Zeigt sich schon bei jeder gewöhnlichen Neueinstudierung (von neuen Werken ganz zu schweigen!), wie grundverschiedene Beurteilung durch die zünftige Kritik denjenigen, der nicht selbst solcher theatralischen Darstellung beigewohnt hat, außerstande läßt, sich einen rechten Begriff von der gebotenen Leistung zu machen, so war es allen, die nicht in diesen Bayreuther Aufführungen gewesen waren, vollends unmöglich, ein Bild davon zu gewinnen, wenn sie die Presseberichte durchsahen. Nicht nur, weil die Einstellung zum Werk Wagners vielfach eine andere geworden ist und es ganzen Gruppen namentlich Jüngerer gut und notwendig scheint, den Meister als überwundene Größe abzutun, während andere

wieder ihre echte Überzeugtheit vom Ewigkeitswert seiner Schöpfungen und ihre Anhänglichkeit an die von ihm geschaffene Stätte ihrer Darbietung bis zu kritikloser Guttheißung alles und jeden und zu schärfster Zurückweisung jedes berechtigten Einwandes trieb — nicht nur, weil es an objektiver Einstellung zum Kunstwerk und seiner Wiedergabe gebrach, sondern auch noch aus dem weiteren „erschwerenden Umstand“ heraus, daß in die Bewertung dieser Festspiele tagespolitische Einstellung einen ganz falschen Ton hineinbrachte. Es muß der Kritik doch wahrhaftig gleichgültig sein, ob eine schwarz-weiß-rote Fahne vom Dache des Festspielhauses weht und Ludendorff zu den Generalproben (als einer von 1500 Gästen!) erscheint oder nicht — gleichwohl war von solchen Einzelheiten gar mancher Bericht bestimmt (der dann freilich zugleich das Urteil über den „Kunstrichter“ bedeutete —). Erfreulicher Fortschritt, daß in diesem Sommer (1925) auch in Blättern angedeuteter Richtung der Wille zur Sachlichkeit gezeigt ward: so vereinfacht sich die Gruppierung der Fachbeurteiler in Bejaher und Verneiner. Aber ein Seltsames bleibt es doch auch dieses Mal: obzwar die Bejaher überwiegen dürften, wirken die Verneiner offenbar weiter; und wenn einem immer wieder der Satz begegnet: „Sie waren in Bayreuth? Das soll ja so sehr wenig schön gewesen sein!“, so wird man an Marc Antons Leichenrede erinnert: „Was Menschen Übles tun, das überlebt sie — das Gute wird mit ihnen oft begraben!“ Sicherlich haben die Übermittler dieses „Soll“-Eindrucks nicht nur Ungünstiges gelesen — aber aus irgendwelchem Grunde, über den Psychoanalytiker sich die Köpfe zerbrechen mögen, hafet die schlechte Zensur dieses oder jenes Blattes fester in ihrer Erinnerung als das Lob eines andern. Und das sehr betrübliche Gesamtergebnis ist: Erweckung der Vorstellung, als sei es mit Bayreuth zu Ende und als lohne es sich nun schon gar nicht, etwa selber einmal Zeit und Geld an den Besuch dieser minderwertigen Aufführungen zu wenden . . .

Ehe wir versuchen, Grundlagen für eigenes, wirkliches „Urteil“ der Leser zu gewinnen, das, denk ich, dann anders lauten wird, stehen wir vor der Grundfrage: Sind die Bayreuther Festspiele denn heutzutage immer noch „nötig“, — ist nicht das, was ihr Schöpfer auf dem Hügel am roten Main als Besonderheit, als Ausnahmeaufführung zu geben wünschte, längst Allgemeingut aller großen, selbst mittleren Opernbühnen geworden, deren keine ja an der Aufführung des Wagnerschen Gesamtwerkes (mit Ausnahme des „Rienzi“ etwa, der auch in Bayreuth noch nie gegeben ward) vorüberkommt? Dem Meister schien „in künstlerisch praktischer Hinsicht zunächst eine wirklich gelingende Aufführung nur auf diesem Wege möglich“ — aber ist denn die „vollkommene Stilllosigkeit der deutschen Oper und die fast groteske Inkorretheit ihrer Leistungen“ nicht heute

überwunden, ist die Hoffnung, an einem „Haupttheater für höhere Aufgaben geübte Kunstmittel korporativ anzutreffen“, immer noch so gering wie vor ein paar Jahrzehnten? Wenn sie es nicht ist, wenn gerade Wagner-Aufführungen vieler Orten auf hohem Niveau stehen, so ist das nicht zum wenigsten die Folge der seit fünfzig Jahren in Bayreuth geleisteten und von da aus weiter wirkenden künstlerischen Erziehungsarbeit (Letzte Bitte vor den ersten Festspielen 1876: „Die großen Noten kommen von selbst; die kleinen Noten und ihr Text sind die Hauptsache!“). Wie schwer aber gerade in unserer Zeit die Durchführung einer solchen Erziehungsarbeit ist, in der die zwischendurch einmal erreichte Ensemble-Kunst (zuletzt an der unvergessenen „Großen Volks-Oper“ in Berlin, 1922—1925!) zumeist frommer Wunsch geworden, wie tausendfache Hemmungen einem darauf gerichteten Führerwillen schon allein aus Arbeitszeit- und Tarifbestimmungen begegnen, ganz zu schweigen von der Einstellung der „fertigen“ Solokräfte — und wie doppelt und dreifach notwendig und segensreich darum das Fortarbeiten an einer vorbildlich richtungweisenden Stätte für alle wahren Künstler sein muß, bedarf für den Eingeweihten keines Beweises. Daß Bayreuth noch immer solche Stätte ist, erschließt sich dem Besucher vorjähriger und diesjähriger Aufführungen aus dem Vergleich der einzelnen Leistungen von 1924 und 1925: es ist geradezu erstaunlich, wieviel jeder der im Vorjahre hier Tätigen, wieviel aber auch mancher Neue schon gewonnen, wie er gelernt hat, an der musikalischen und darstellerischen Vertiefung seiner Aufgabe zu arbeiten.

Freilich aber ließen sich noch ganz andere Ergebnisse erzielen, wenn diese Arbeit an und von solchen getan würde, die aus Eigenem schon mehr mitbringen als etwa der sehr begabte Anfänger, dem diesmal der Loge anvertraut war, und der in seiner ganzen äußeren Erscheinung und im Körperspiel dem schweifenden, listigen Rater Wotans sehr gemäß war, oder dem aus Kopenhagen gekommenen Darsteller des Siegmund und Parsifal [Laurids Melchior], den man nun zum zweiten Mal sah und der sich schon reif für die erste Amerikafahrt dünkt, während Berufene sich sorgen, ob in fünf Jahren noch viel von seiner Stimme da sein wird, wenn er sie nicht noch ganz anders meistern lernt . . .

Und hier liegt nun ein Aber, für das jedoch nicht so sehr Bayreuth und Siegfried Wagner, als die besten Sänger und Darsteller Deutschlands Verantwortung tragen. Der Meister, der eine Vereinigung zerstreuter Kräfte für eine gewisse Zeit und auf einem bestimmten Punkt erstrebte, da sie „nur mit einer Aufgabe befaßt werden sollten, deren Eigentümlichkeit ihnen um so schneller und bestimmter aufgeben mußte, als sie durch keine hiervon abziehende Ausübung ihrer gewohnten Opernarbeit in ihrem Studium unterbrochen

waren“ und nicht, beispielshalber, „derselbe Sänger, der abends zuvor in einer schlecht übersetzten neueren italienischen Oper sang, tags darauf den ‚Wotan‘ oder ‚Siegfried‘ sich einüben“ sollte — der Meister betonte aber auch, daß diese Institution zunächst nichts anderes bieten sollte, als den „örtlich fixierten periodischen Vereinigungspunkt der besten theatralischen Kräfte Deutschlands zu Übungen und Ausführungen in einem höheren deutschen Originalstile ihrer Kunst.“ Wo sind die heute? Und warum kommen ihrer nur wenige? Gewiß, daß in Bayreuth sich keiner selbstherrlich auf einen Virtuosenstandpunkt stellen darf, sondern auch als Größter sich dem Ganzen einordnen muß — sehr möglich, daß daran die Gewinnung manches erwünschten Helfers gescheitert ist. Hier zeigen sich die Schäden, die zehn harte Jahre dem gesamten Theaterwesen und der künstlerischen Selbstzucht gebracht haben! Nicht ohne Grund wohl hat darum Dr. Karl Grunsky als Herausgeber den dreizehnten Jahrgang des (bei Georg Nierenheim in Bayreuth erschienenen) Festspielführers 1925 mit Cosima Wagners zuerst 1905 in den Bayreuther Blättern erschienenen Gedenkworten auf Julius Kniese eingeleitet: die Schilderung einer Persönlichkeit, die lediglich der Sache dienen, lediglich um ihretwillen Opfer bringen, Mut bewähren, Gesinnung betätigen wollte, mag vorbildlich wirken für die gegenwärtige Zeit, in der es noch nicht alle nach dem Festspielhügel hinzieht, die in dienender (und ihnen selber dienender) Mitarbeit zum vollsten und herrlichsten Gelingen beitragen könnten. Wann werden unsere Sänger Prominentengebahren vergessen und sich würdig jener Forderung Hermann Zumpes (aus dem Jahre 1901!) zeigen, die mir in diesen Tagen zufällig in die Hand fiel: Selbstausschaltung zugunsten ihrer Aufgabe! Auch heute noch könnte Franz Liszt das dort angezogene Wort sprechen: „Der Priester soll nicht von, sondern für den Altar leben!“ Was mag wohl eine so eminente Könnlerin wie Barbara Kemp bewegen, sich der strengen Schule Bayreuths zu unterziehen und die Kundry, die sie so oft gesungen hat, hier immer aufs neue durchfeilen zu lassen, wenn nicht der Gedanke, daß diese Arbeit ihre Leistung noch immer höher zu heben vermag? Diese Einsicht in das Nie-Fertige der eigenen Leistung und diese früher, wie mich dünkt, weiter verbreitete Ehrfurcht und Demut vor dem Werk, gepaart mit bescheidenerer Einschätzung der eigenen Darbietung, fehlt so vielen, die sich schnell fertig wähnen . . . und darum oft noch schneller „fertig“ sind. Fehlt allen denen, die berufen wären, an den Bayreuther Spielen mitzuwirken, aber sich noch nicht um Heranziehung zu dieser Mitwirkung bemühen, die früher als höchste Ehre galt.

Früher . . .

Da drängt sich die Feststellung auf, daß es den meisten Heutigen am Format der Früheren fehlt.

Das trifft übrigens nicht nur die Opernbühne, sondern auch das Schauspiel: man sehe sich „jugendliche Helden“ der Gegenwart an und denke an die, denen man ganz selbstverständlich vor anderthalb, vor zwei Jahrzehnten in gleichen Rollen begegnete! Die „eigene Auffassung“, die in besonderem Sinne „überraschende“ Erscheinung kann meist nicht über den klaffenden Zwiespalt zwischen dichterischer Absicht und Ansicht und schauspielerischer Wiedergabe und Erscheinung hinweghelfen. Namen? Wozu — es gelten ja doch nur die heut gängigen; des großen **Adalbert Matkovsky** etwa erinnert sich nur, wer seinen Namen einer neuen Bühne als Aushängeschild geben wollte — und als gänzlich unmodern und verständnisbar gälte, wer **Schiller** und **Goethe** etwa gegen **Moissi** verteidigen wollte. — Man begegnete bei den diesjährigen Festspielproben einem, der in Bayreuth unvergeßlich ist: **Ernst Kraus** war aus München herübergekommen, wo er jetzt eine Gesangsschule hat — und mit ihm stieg eine Welt lieber Namen auf, die an unauslöschliche Leistungen gemahnen: **Ida Hiedler** als **Sieglinde** und **Gutrune**, **Martha Leffler-Burckard** als **Brünnhilde** grüßen in die Gegenwart, . . . mag es Bayreuth gelingen, als der einzigen dazu geschaffenen Stätte Deutschlands wieder bis in die kleinste Nebenrolle hinein alles um sich zu sammeln, was solcher Vergangenheit wert ist! Der **Wotan Schorrs**, die **Sieglinde** der **Emmy Krüger** lassen sich in solcher Umgebung mit Ehren nennen, ihre Leistungen dürfen Maßstab sein, nach dem die andern zu messen — und neu zu wählen wären, denn einfach recken lassen sich die jetzt vorhandenen Kräfte nicht! **Olga Blomé** etwa wird nie die ideale **Brünnhilde** werden, die von innen heraus zu beseelen ihr so wenig gegeben ist wie eine auch nur äußerlich befriedigende Darstellung, und **Rudolf Ritter** ist sicherlich ein intelligenter Sänger und um schauspielerische Wiedergabe seines „**Siegfried**“ aufs beste bedachter, nur kein idealer Vertreter dieser Rolle, der sein zu weit nach vorn gezogener Haarschopf und die zu schräg im Gesicht stehende Nase samt dem reifen Zug um den Mund auch das rechte Äußere nicht gibt. Wieder muß die Vergangenheit zum Vergleich herhalten: starb **Ernst Kraus**, so war das ein Fall, der uns selber traf und die Tränen ins Auge trieb — **Rudolf Ritters** Ende nimmt man zur Kenntnis, und die erschütterndste Szene der „**Götterdämmerung**“ wird nicht ausgeführt . . .

Nun ist es nicht die Absicht, hier alle Einzelleistungen durchzusprechen, unter denen etwa **Habichs Alberich** und **Elschners Mime** oder **Soomers Hunding**, **Hermann Weils Hans Sachs** und ein entzückender **David Erich Zimmermanns**, und **Brauns Gurnemanz** neben **Scheidls Amfortas** besonders zu nennen wären. Nicht der Ort, sich im einzelnen mit **Carl Clewings Walther Stolzing** oder **Heinrich Schultz' Beckmesser** auseinanderzusetzen, der immer noch

zu sehr Karikatur, zu wenig Standesperson ist (zwar neuartig das Verhältnis zu Hans Sachs, sonderlich im ersten Akt, als mehr gutmütige Reiberei und auf Gegenseitigkeit beruhendes Anulken gestaltete, im dritten aber beileibe nicht das angeblich vom Schuster stammende Preislied den herzueilenden Mädchen aus dem Volk zeigen darf!) Jeder gab, was er geben konnte — wenn nicht jeder das vollendet geben konnte, was man ihm gegeben hatte, so trifft darum nicht ihn der Vorwurf und nicht die für die Besetzung verantwortliche Stelle, sondern all die besseren Repräsentanten der Rollen, die nicht gekommen waren: siehe oben! Wobei dann eben auch in Kauf genommen werden mußte, daß ein etwas schwerfälliger Waldvogel des Vorjahres (Martha Tanner-Offer) durch einen noch schwerfälligeren (Maria Janowska) abgelöst war — für künftige Verwendung erinnere man sich daran, daß etwa die Große Volks-Oper in Berlin Fritzi Jokl nach Köln, Anni Frind nach München gegeben hat und eine Koloratursängerin nicht wiederum unberufen bleiben, eine Unberufene nicht wiederum Koloraturen singen darf . . .

Wichtiger ist, wie mit den nun einmal (oder zweimal) gegebenen Kräften dennoch starke Eindrücke erzielt wurden, und wie nicht die Einzelleistungen einer Berliner, Leipziger, Stuttgarter, Münchener Größe das eigentlich Entscheidende waren, sondern das Ensemble, zu dem sie alle sich fügten, die Gesamtleistung, die kaum verändert wird, wenn plötzlich ein Rollenwechsel, eine Umbesetzung sich nötig macht. Wichtiger als die Einzelnen, als die Chöre, als das mit Sorgfalt aus allen Musikkörpern Deutschlands zusammengestellte und zu einem Ganzen von unerreichbarer Klangfülle und Schönheit verschmolzene Orchester mit dem aus Berlin über Amerika nach Frankfurt am Main entchwundenen Anton Wittek als erstem Konzertmeister, sind darum die Persönlichkeiten, die jedem Werk das entscheidend-bedeutsame Gepräge geben: der Dirigent und der Regisseur.

Der Dirigent, der Erzieher von Musikern und Sängern, der höchste Forderungen stellt und erfüllt, dessen Bayreuth bedarf wie keines andern, ist Dr. Karl Muck, und es gälte, neue Superlative zu erfinden, wollte man seine Art und Leistung aufs neue zu beschreiben versuchen. Das Vorjahr hatte ihm die gewaltige Aufgabe gestellt, neu zusammenzuschweißen, was in zehn Jahren auseinandergegangen war, Kräfte zu einen, die von seiner Art der Arbeit am Werk kaum eine Ahnung hatten, und dieses Orchester dann im „Parsifal“ zu leiten — in diesem Jahre war er uns noch als Leiter der „Meistersinger“ beschieden, die 1924 Fritz Busch dirigiert hatte. War dem Dresdener Generalmusikdirektor nachzurühmen, wie er scharf und klar die so oft verwischte und übertönte Resignation des Hans Sachs musikalisch herausarbeitete, und wie das Entsagen des in Bayreuth

sehr glaubhaft als Mann in den vierziger Jahren dargestellten Meisters, dieser Verzicht auf das liebe Mädchen, an dem er sich „ein Kind und ein Weib dazu“ gewonnen hätte, dieses sachte Aneinanderfügen der Fäden ihres Schicksals zur endlichen Verbindung mit dem jungen ritterlichen Sänger, dessen Jugend schließlich doch den Sieg über allen Wert des reifen Mannes davonträgt — wie diese Tragödie, die so oft der ernste reife Mann erlebt, wenn er sein Bestes hingeben will und am Ende doch nur als Mittler (für den Tenor!) gewertet wird, aus dem Orchester (namentlich auch in dem heiteren Trubel der Festwiesen-Szenen) wundersamste Untermalung fand und der Figur des Meisters erst das rechte Relief gab, so beglückte unter Muck's Führung die überquellende Heiterkeit dieses sonnigsten Werkes. Was war das für ein beschwingtes Tempo im Lustspiel, was war das für ein strahlender Klang auch an Stellen, die sonst unter dem Schalldeckel des versenkten Orchesters etwas stumpf herausgekommen waren! Was war das aber auch wieder für ein liebevolles Beachten jeder noch so geringfügig erscheinenden „Kleinigkeit“ im „Parsifal“, der hieraus wieder zum Weihespiel erhoben wurde, obzwar Muck durchaus auf „heilige“ Tempi verzichtete und belebte, straffte, trieb, wo es das Werk zuläßt. „Kleinigkeiten?“ — „Kleinigkeiten“ gibt es eben für diesen treuesten Diener an der Sache nicht, und nur so erklärt sich der Gesamteindruck seines Werkens und Wirkens. . . Weiß Berlin noch, was es verlor, als Muck anno 1912 zum letzten Mal den Taktstock aus der Hand legte, die den „Tristan“ geleitet hatte? Bayreuth weiß es gewiß, daß sein Da-Sein die musikalische Überlegenheit der Festspiele über alle anderen Aufführungen sichert, so oft er am Pulse steht. Seine Hand hätte auch das Orchester des „Rings“ meistern, die Nibelungen-Tragödie „aus dem Geiste der Musik“ erstehen lassen sollen — doch das hieße undankbar und einsichtslos zu viel fordern. So dirigierte denn, wie im Vorjahre, so auch diesmal Michael B a l l i n g die Ring-Zyklen (nicht eben glücklich). Und im „Parsifal“ wurde Muck durch Willibald K a e h l e r (Schwerin) an einigen Abenden entlastet.

Am „Parsifal“ erwies sich schon im Vorjahr, daß die zehn Jahre seit dem „Freiwerden“ der Werke Richard Wagners nichts von dem haben nehmen können, was eben nur Bayreuth ihm an Gefühlsmäßigem, an Erlebnistiefe zu geben vermag. Gewiß konnte man sich zwischen durch mancher Orten an guten Aufführungen dieses an die heiligsten Dinge des Christentums rührenden Bühnenweihfestspiels beweisen lassen, wie ernst mindestens 1914 die großen Theater die schwierige Arbeit seiner Wiedergabe aufgefaßt hatten (zu erinnern ist an das damals noch auf beachtenswerter künstlerischer Höhe stehende „Deutsche Opernhaus“ in Charlottenburg mit dem in Berlin unerreichten Parsifal des Paul H a n s e n !). Aber erst in Bayreuth empfindet man

wieder recht, daß „der Besuch einer Vorstellung des „Parsifal“ ein Eingehen in die Ruhe aus der Unruhe des Lebens bedeutet . . . Schon darin mag man ein Moment sehen, welches einer religiösen Wirkung verwandt ist, aber auch ein wesentliches Kennzeichen der Sphäre des idealen Kunstwerks selber. Was draußen, auch in den Werken der Kunst, den Leidenschaftlichen wiederum leidenschaftlich, nervös erscheint, das erscheint hier den Beruhigten und Freien als gebunden in der Form des Schönen, als befreit in die Sphäre des Erhabenen.“

Nicht besser als mit diesen Worten von Hans von Wolzogen als einem der feinsinnigsten und getreuesten Bayreuther Gralshüter läßt sich noch einmal feststellen, wie der Eindruck des Bühnenweihfestspiels auch dieses Mal wieder war. So stark, daß Adolf Weißmann in der „B. Z. am Mittag“ und in der „Vossischen Zeitung“ geradezu die Forderung erhebt: durch einen Akt freier Entschließung aller deutschen Operndirektoren solle dieser „Parsifal“ Bayreuth zurückgegeben werden, wo sich an ihm der genius loci am sichersten und stärksten bewähre.

Inszenierung und Regie liegt in den Händen von Siegfried Wagner und zeigt bei aller Wahrung der Tradition und allem Festhalten an den vom Meister selber aufgestellten Grundsätzen szenischer und mimischer Gestaltung doch erkennbar bewegliche Fortarbeit. Viel umstritten ist die Frage des Dekorativen, mit dem man bei aller durch die Umstände gebotenen Zurückhaltung im Urteil im Vorjahr doch nicht immer einverstanden sein konnte. Kein Mensch konnte billigerweise verlangen, daß der an sich wundervolle Fundus von gestern auf heut beiseite geworfen und alles „stilisiert“ werden sollte. Mehr noch: kein Vernünftiger kann sich bei einer „Stilisierung etwa der „Meistersinger“-Dekoration (die ja irgendwo sogar schon „expressionistisch“ gewesen ist!) etwas Rechtes denken: dieses ganz ins Reale gestellte Werk verlangt die wirklichkeitsabmalende Dekoration, die Alt-Nürnberg vor uns erstehen läßt. Kann man aber hier nicht wesentlich über das hinausgehen, was schon zu Zeiten der ersten Bayreuther „Meistersinger“-Aufführung 1888 als damals Höchstes zu leisten war, so scheint verständlich, daß Siegfried Wagner auch in der Dekoration der anderen Werke an dem gleichen Stil der „Illusions-Bühne“ festhält und Stilisierungsversuchen (wie 1903 dem „Tristan“ Rollers und Mahlers, so 1923 dem der jungen und starken Begabung Hans Strohbachs in der „Großen Volks-Oper“) abhold ist. Wobei er übrigens bei gewiß nicht als rückständig zu benennenden Kritikern Anklang findet: so bei Adolf Weißmann, so bei Paul Bekker, der das Werk Wagners als in seiner Ganzheit gegebenen Organismus auch szenisch im Sinne seiner Entstehungszeit begriffen haben möchte. Daß sich daraus mindestens für den „Ring“ ein Mißklang ergibt,

hat schon vor fünfundzwanzig Jahren Adolphe Appia in seinem Buche über „die Musik und die Inszenierung“ dargetan und auf die Formel gebracht: „Die verschiedenen Faktoren der Darstellung müssen im Gleichgewicht bleiben — das ist aber gestört, wenn in des Meisters Schöpfungen Wort und Ton gehoben sind, die Inszenierung indessen im Konventionellen stecken geblieben ist. Darstellerischer und musikalischer Ausdruck sind unendlich höher geartet als das geschaute Bühnenbild, das nicht auf möglichst genaue Einzelheiten Wert legen, sondern nur andeuten soll.“ So begründete Appia 1899 für den „Ring“ die Forderung nach Beseitigung alles Nebensächlichen und Zufälligen und nach Herausarbeitung alles Typischen im „Rheingold“, etwas wirklichkeitsgetreuerer, individuellerer Gestaltung von „Walküre“, „Siegfried“, „Götterdämmerung“, die aber nicht in kleinliche Natur-nachahmung und Verzierlichung ausarten dürfe. Im vorigen Jahre merkte ich dazu an, daß ein Versuch, auch in Bayreuth nach solchen Grundsätzen zu verfahren, gewißlich im Sinne Wagners sein würde, weil dem szenischen Ausdrucksmittel dann gleiche Intensität gegeben würde wie den vom Meister beherrschten anderen Ausdrucksmitteln (des Wortes und der Musik); auch der etwas schwerfällige szenische Apparat, zu dessen Bedienung eine riesige Zahl von Bühnenarbeitern gehört, könnte damit entlastet und das Aufbauen, Abbauen, Verwandeln erheblich erleichtert werden. Der Hoffnung wurde Ausdruck gegeben, daß man solchen Versuch wirklich machen und nicht bloß auf die schönen Bildwirkungen von Dekorationen rechnen würde, die heutiger Anschauung von Bühnenausstattung nicht mehr entsprächen. Das galt, mutatis mutandis, auch für den „Parsifal“: wobei die Schönheit mancher der gebotenen Bilder durchaus nicht verkannt werden sollte. Nur sind unsere Augen eben für Gaze und Leinwand empfindlicher geworden und möchten nicht gern durch solche vermeidbaren Dinge gestört und abgelenkt werden.

Der Sommer dieses Jahres zeigte, daß vorjährige Kritik, soweit sie ernsthaft und produktiv war, nicht ungehört geblieben ist. Bühnentechnische Fortschritte sind zu begrüßen. Verschwunden sind die unserm an den Rundhorizont gewöhnten Blick unerträglichen Soffitten, verschwunden vielerlei gemalte Felslandschaft um Holztreppen, verschwunden auch der früher übliche Walkürensputz. Statt dessen bauen sich in den Ring-Dramen plastische Fels- und Gesteingruppen auf, die zugleich reicherer Gliederung des bewegten Spiels dienlich gemacht werden; kein alter Bildabschluß nach oben beengt den Blick in Himmelsweiten, durch die das Herannahen der Schlachtenkürerinnen nur mit hellstem Lichtschein angedeutet wird.

Die paar herausgegriffenen Einzelheiten zeigen den Willen zur Anpassung und erweisen, wie kein Wert auf allzu starres Festhalten an dem gelegt wird, was zu Zeiten seiner Entstehung Höhe damals

erreichbarer technischer Vollendung bedeutete. Sie lassen aber auch erkennen, wie nach Maßgabe der vorhandenen Mittel nur stückweise erneuert, nur schrittweise vorgegangen werden kann. Ist der vorge-sehene Rundhorizont erst da, so wird zwangsläufig die Beleuchtungs-anlage geändert, damit mancherlei jetzt noch schwieriger Wandlung erleichtert werden. Inzwischen dürfen wir nicht alles auf einmal ver-langen, sondern müssen hinnehmen, daß Neues neben Altem steht und etwa im „Parsifal“ nur erst einmal das Klingsor-Zimmer verändert (und stilisierend vereinfacht) ist — ein paar seltsam geformte Pfeiler und eine schlangenumwundene Säule vor gelblich-grünem Vorhang schaffen Eindruck genug, ein Tisch mit dem Zauberspiegel, ein paar Stufen zum Ausguck genügen als Spielbehelfe —, während die anderen Dekorationen (und Wandeldekorationen) noch unverändert geblieben sind, dem Zaubergarten aber durch allerlei Wolkenschleier mehr Ent-rücktheit gegeben ist. — Aber freuen kann man sich auch als Ver-fechter vereinfachter Dekorationen und bloß andeutender Bühnenbilder an manchem Alten noch, wie beispielmäßig an der Waldeinsamkeit des zweiten „Siegfried“-Aufzugs mit den Durchblicken durch lichterens Holz, dessen helleres Grün auf transparentem und von rückwärts beleuchteten Grunde einen feinen malerischen Effekt gibt. Freuen kann man sich, mehr noch: staunen muß man bewundernd über die Art der Verwandlungen etwa im „Rheingold“ oder im dritten „Sieg-fried“-Akt, die aus der Technik wieder besondere künstlerische Ein-drücke entstehen läßt, wenn der aus der ganzen Bühnenbreite in vielen kleinen Schwaden sich erhebende Rauch und Dampf allmählich zu einer gewaltigen himmelanstrebenden Dampfsäule zusammenge-zwungen wird, der von oben herabfallende Wolkenschleier begegnen und sich, hinter dieser wogenden Wand unsichtbar geborgen, die Um-gestaltung des Bühnenbildes vollzieht. — Zusammenfassend ist die erneuernde Leistung eines Jahres, in dem nur geringe Mittel zur Verfügung standen, anzuerkennen und als gutes Zeichen fortschritt-lichen Willens zu werten, nicht aber übelwollend zu bemängeln, daß nun verschiedene Dekorationsprinzipien: „Stilbühne“ und „Illusions-bühne“ nebeneinander stehen. Was heißt letzten Endes „Illusions-bühne“? Jede Art szenischer Hilfskonstruktion, die dem Zuschauer den Eindruck der vom Werkschöpfer gewollten Umgebung zu ver-mitteln vermag — gleichviel, mit welchen Mitteln! (Zu diesen Mitteln gehört aber in erster Linie das Kostüm — die Blumenmädchen von 1925 zeigen auch darin erfreulichen Fortschritt, d. h. Anpassung an veränderte Vorstellungen, vor denen früher andere genau so berechtigt waren; die Rheintöchter lassen ihn wünschen; als nächstes wäre eine Revision der (trotz Thoma) gar zu bunt auf „altdeutsch“ gestell-ten „Götterdämmerungs“-Gewänder zu bedenken.

Wie innerhalb des szenischen Rahmens das bewegte Spiel sich begibt,

wie da der Regisseur Siegfried Wagner arbeitet, ist bekannt genug, weil es den uns vertrauten Weisungen des Meisters so genau wie möglich entspricht und weil diese Genauigkeit in der Befolgung seiner Anweisungen erfreulicherweise sich auch anderenorts allgemach durchgesetzt hat. Im einzelnen wäre daran zu erinnern, wie er Personen in den Raum hineinstellt oder personenreiche Auftritte sich entwickeln läßt — so die Mannenszene in der „Götterdämmerung“, die Gliederung der Massen beim Speereid Siegfrieds und Brünnhildens, der an einem seitwärts liegenden erhöhten Opferaltar geleistet wird, oder die Prügel-szene in den „Meistersingern“. Zu warnen wäre allenfalls vor gelegentlichem Zuviel an Beweglichkeit, wo es auf Bewegung, Bewegtheit ankäme. Und zu wünschen bleibt, daß es einmal gelinge, die grandios erschaute Szene zu vollster Anschaulichkeit zu bringen, wie die Mannen mit der Leiche Siegfrieds über die Höhen am Rhein ziehen — das hat bildende Kunst anregend genug geschildert.

Übrigens: wenn von Massenszenen die Rede ist, muß neben dem darstellerischen Eindruck auch der musikalischen Durcharbeitung der Chöre gedacht werden, die auf einer anderwärts schwerlich zu erreichenden Höhe steht. Zwar: die Zusammensetzung der Chormassen, unter denen sich viele im eigenen Wirkungskreis solistisch betätigte Kräfte von Bühne und Konzertpodium befinden, erleichtert die Ausführung aller Intentionen des Chorleiters. Aber geringer wird auch dadurch die Leistung nicht, die Professor Hugo Rüd el mit restloser Bewältigung der in „Meistersingern“, „Parsifal“ und „Götterdämmerung“ gestellten Aufgaben und Anforderungen vollbracht hat. Als dem Erzieher der ihm unterstellten Scharen gebührt ihm gleich hohe Anerkennung wie dem Orchestermeisterer M u c k.

Und der Gesamteindruck?

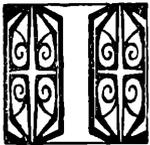
Des Guten ist — bei mancher Einzeleinwendung, die nicht Tadel, sondern Anregung und Wunsch sein soll, zu bestmöglicher Leistung zu helfen — so viel, daß den Zweiflern und Fragern getrost geantwortet werden kann: das „Wunder von Bayreuth“ wirkt noch immer fort! Entrückt aus dem Alltag des gewohnten Lebens und Treibens, können alle mitschaffenden Kräfte, können auch alle aufnehmenden Zuschauer und Zuhörer sich, frei und gelöst, ganz auf das Kunstwerk einstellen, können mit einer Konzentration daran gehen, wie sie nur zu oft, ja, fast in der Regel fehlt, wenn der „normale“ Theaterbesucher zu einer „normalen“ Aufführung kommt. Das aber war der Grundgedanke, aus dem Richard Wagner sein Festspielhaus schuf: hier wollte er Befreiung aller mitschaffenden Faktoren aus der Hast und Enge des „Betriebes“, Lösung aller Kräfte, Sammlung aller Gedanken und Empfindungen auf das künstlerische Erlebnis. Und ist uns das nicht heute nötiger denn je? Ist nicht die heilige deutsche Kunst, die Hans Sachs am Ende des Meistersingens so hoch preist, das Einzige

fast, was aus drückender Not des Einzelnen wie des Volkes zu erheben vermag? Darum Dank denen, die unverzagt daran tätig sind, diese Stätte deutscher Kunstpflege zu erhalten und ihre Wirkungsmöglichkeiten stets zu erweitern und zu vertiefen! Denen gegenüber aber, die sich in leichter Schmälernng des Geleisteten gefallen, genüge der Hinweis darauf, daß es sich bei den Bayreuther Spielen nie und nimmer um etwas Fertiges (oder, wie sie sagen, „Erstarrtes“), sondern immer um ein Werdendes, in diesem Werden mit Teilnahme zu Verfolgendes und zu Stützendes handelt, dem beileibe nicht mit blinder Verhimmelung gedient ist, wohl aber mit jener rechten Art von Merkertum, der „weder Haß noch Lieben das Urteil trübet, das sie fällt“.

Wobei es dann ganz ohne Liebe auf die Dauer doch nicht abgeht . . .

Familienforschung und Schule.

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.



mein Vorworte seines bahnbrechenden „Lehrbuchs der gesamten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung“ (Berlin 1898) hat Otto-kar Lorenz, Professor der Geschichte zu Jena, den Satz ausgesprochen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ:

„In nicht allzuferner Zeit werden sich ja doch Regierungen, die für die Interessen der Wissenschaft tätig sind, entschließen müssen, das dicke Scheuleder der Fakultäten zu durchbrechen und etwas für die Wiederaufnahme genealogischer Studien zu tun.“

Seitdem ist die Forderung der Einführung der „wissenschaftlichen Genealogie“ in den Lehrplan der Hochschulen wiederholt erhoben, auch eingehend begründet worden, so auch von mir, ohne daß jedoch ein gründlicher Erfolg zu erzielen gewesen wäre. Es ist vielmehr dabei geblieben, daß die Familienforschung, soweit sie Hilfswissenschaft der Geschichte ist, etwas mehr, als vor Lorenz, bei den deutschen Hochschulen Berücksichtigung fand.

1900 erfolgte nun die Wiederentdeckung der Mendelschen Vererbungsregeln durch Correns, von Tschermak und de Vries, und in den 25 Jahren, die seitdem verfließen sind, ist die naturwissenschaftliche, lebensgesetzliche „Vererbungswissenschaft“, die Lehre von den Erbbedingtheiten, insbesondere beim Menschen, eine vollständige Wissenschaft für sich geworden. „Menschliche Vererbungslehre“ läßt sich nun nicht betreiben ohne erhöhte Berücksichtigung der Familienforschung, so daß von dieser Seite her allen „sippenkundlichen“ Be-

strebungen eine regere und vertieftere Aufmerksamkeit zuströmte, auch in weiteren Kreisen.

Hinzu kam aber dann in der allerneuesten Zeit noch zweierlei: Die Erkenntnis vom Werte und der Bedeutung von Rassenfragen, einschließlich der Ertüchtigungsfragen (der sogen. Rassenhygiene), und die Erkenntnis vom Werte der Pflege der geschichtlichen Überlieferung und der wachsende Sinn, in weitesten Kreisen, für die geschichtliche Überlieferung.

Ein deutliches Zeichen für diesen in die allerletzten Jahre fallenden Umschwung, der in den vorstehenden Zeilen gerade nur eben angedeutet werden konnte, bildet die große Zahl der „neubegründeten „genealogischen Vereine“ in Deutschland, die noch fortwährend wächst, so daß jetzt fast in jeder preußischen Provinz und in jedem anderen deutschen „Lande“ mindestens ein solcher Verein besteht, während es früher nur ganz wenige solcher Vereine gab.¹⁾ Die vielen Tausende von, in allen jenen neuen und in den alten Vereinen zusammengefaßten, Mitgliedern sind in erster Linie „Sippenforscher“ im Sinne der Pflege der geschichtlichen Überlieferung, gar manche von ihnen aber doch mit vollem Verständnis für die vererbungsgesetzlichen, rassenmäßigen und der Rassenertüchtigung zugewandten Richtungen des ganzen Wissensgebietes.

Diese kurzen Bemerkungen müssen vorausgeschickt werden, um den Erlaß zu würdigen, den unter der Überschrift „Familienforschung“ am 26. Mai 1925 der Minister des Kultus und Unterrichts des Freistaates Baden „An die Direktionen der höheren Lehranstalten“ und, mit einem besonderen Zusatze versehen, „An die Kreisschulämter, Stadtschulämter und Volksschulrektorate“ gerichtet hat, so daß also der ganze öffentliche Unterricht im Freistaate Baden mit Ausnahme der Hochschulen ergriffen ist.

Der Erlaß lautet wörtlich:

Die Familienforschung, vor kurzem noch ein Sondergebiet bestimmter, die Familienüberlieferung besonders pflegender Kreise, beginnt mehr und mehr in ihrer Bedeutung für das gesamte Volksleben gewürdigt zu werden.

Ihr Wert besteht nicht nur in der Vermittlung und Bewahrung der Kenntnis genealogisch-geschichtlicher Tatsachen und in der dadurch bewirkten Stärkung des Familien- und Heimatsinnes. Mindestens ebenso sehr beruht ihre Bedeutung in der auf naturwissenschaftlicher Grundlage aus den Fortschritten der Vererbungslehre gewonnenen Erkennt-

¹⁾ „Herold“ in Berlin, gegründet 1869; „Adler“ in Wien, gegründet 1870; „Kleeblatt“ in Hannover, gegründet 1889; selbst die weithin bekannte „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ in Leipzig ist erst 1904 gegründet worden.

nis, in welchem Maße das körperliche und geistige Wesen des einzelnen Menschen bedingt ist durch seine Abstammung, und welche wichtigen Nutzenwendungen sich hieraus für eine gesunde Fortentwicklung der Familien ergeben.

Es erscheint daher gerechtfertigt und geboten, daß die Schule der Familienforschung besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Schülerschaft muß auf die Wichtigkeit und Tragweite der Ahnenforschung hingewiesen und veranlaßt werden, sich ihr in den für ihre Betätigung auf diesem Gebiet gezogenen Grenzen mit Verständnis und Eifer zu widmen. Mit Vorteil würden bei dieser Belehrung zur Kennzeichnung der Probleme, um die es sich handelt, die Schriften „Der Ahnengarten“ und das „Ahnenbüchlein“ unseres heimatlichen Dichters Ludwig Finckh, sowie das „Taschenbuch für Familien-Geschichtsforschung“, herausgegeben von Archivar Dr. Wecken in Leipzig (Verlag Degener u. Cie., Leipzig) verwendet werden können.

Auch darauf soll verwiesen werden, daß der alle Heimatbestrebungen pflegende Landesverein „Badische Heimat“ in Freiburg neuerdings eine besondere Abteilung „für badische Familienforschung“ sich angegliedert hat, von der Auskünfte und Anleitungen in familiengeschichtlichen Fragen erteilt werden.

Ein besonders geeignetes Hilfsmittel für die Aufnahme familien-geschichtlicher wie auch heimatgeschichtlicher Betätigung durch die Schüler bildet das „Familien- und Heimatbüchlein“, verfaßt von Oberregierungsrat Walter (Verlag Boltze, Karlsruhe. Preis: 1 Mk.). Seine Anschaffung und Ausfüllung durch möglichst alle Schüler wäre ein wichtiger Schritt auf dem Wege, die Pflege der Familien- und Heimatgeschichte zum Allgemeingut des Volkes zu machen.

Ich ersuche, die Lehrerschaft der unterstellten Schulen zu veranlassen, die Schüler aller Klassen in dem besprochenen Sinn auf die Familienforschung hinzuweisen und ihnen die eigene familien- und heimatgeschichtliche Betätigung, wenn möglich an Hand des „Familien- und Heimatbüchleins“ von Walter zu empfehlen.

Der besondere Zusatz „an die Kreisschulämter, Stadtschulämter und Volksschulrektorate“ lautet ebenso wörtlich:

Besonders begrüßen würde ich, wenn die Gemeinden sich entschließen könnten, das Büchlein für alle oder doch die bedürftigen Schüler zu beschaffen, wobei bei Massenbezug eine Preisverbilligung gewährt werden könnte. Ich ersuche, hierwegen mit der Ortsschulbehörde in Verbindung zu treten.¹⁾

Der ganze vorstehende Erlaß spricht für sich selbst, und namentlich seine Begründung ist so vortrefflich, daß er gar keiner weiteren Begründung bedarf. Auch die Auswahl der empfohlenen Schriften ist

¹⁾ Das in dem ganzen vorstehenden Gesperrte ist von mir gesperrt!

mit Umsicht und Sachkenntnis getroffen, so daß gegen sie nicht das geringste eingewendet werden kann.

Wie ich unter der Hand erfahren habe, sollen auch in Württemberg bereits wenigstens Erwägungen im Gange sein, ob sich nicht ein ähnliches Vorgehen empfehle. Württemberg böte hierfür in der Tat insofern einen ganz besonders günstigen Boden, als dieses Staatswesen in den seit dem 1. Januar 1808 pflichtmäßig bei den Pfarrämtern, seit dem 1. Januar 1876 bei den Standesämtern geführten staatlichen Familienregistern ein kostbares familiengeschichtliches Gut besitzt, wie es kein anderes Staatswesen hat.

Bleibt das badische Beispiel nicht vereinzelt, folgt ihm auch Württemberg, so werden sich ihm auch Preußen und die anderen deutschen Länder auf die Dauer kaum entziehen können. Übrigens darf in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben, daß der ehemalige preußische Schulmann, jetzt Schriftsteller und treffliche Freund der Geschlechterkunde, Max Überschaer eine umfangreichere Veröffentlichung über die Notwendigkeit der Einführung der Familienkunde, als Unterrichtsgegenstand, in der Schule und über die richtige Art und Weise, sie zu lehren, dem Abschlusse nahe gebracht oder bereits abgeschlossen hat.

Was Ottokar Lorenz und die von ihm unmittelbar Beeinfluften (darunter auch ich) „von oben her“ erstrebt haben, die Einführung der Familienforschung in den öffentlichen Unterricht: zunächst bei den Hochschulen, in die Lehrerschaft und dann, durch diese, in die höheren Lehranstalten und in die allgemeinen und Volksschulen dringe, das scheint jetzt, unter dem gänzlich veränderten Zeitverhältnissen, „von unten her“, von den allgemeinen und Volksschulen und von den höheren Lehranstalten aus, kommen zu sollen, wobei es nicht ausbleiben wird, daß die zukünftige Lehrerschaft dieser Bildungsanstalten sagt: „wie kann ich mit wirklichem Erfolge lehren, was ich selbst in den mir dienenden Vorbildungsanstalten, den Hochschulen usw., selbst nicht gelernt habe?“ und die Einführung der wissenschaftlichen Genealogie in den Lehrplan der Hochschulen verlangt.

Wie allerdings minder begüterte Schüler und auch die Lehrer auf dem Gebiete der Ahnenforschung sich sollen etwas „betätigen“ können, solange die Regierungen (wie neuerdings in Preußen) die Benutzung der Staatsarchive gerade zu Zwecken der Familienforschung mit riesigen Benutzergebühren belasten, die Kirchenbehörden für die Benutzung der Kirchenbücher vielfach das gleiche tun, bleibt vorläufig leider dunkel.

Wie man sieht, eröffnet der Erlaß des badischen Ministers des Kultus und Unterrichts vom 26. Mai 1925 weite Ausblicke nach manchen Richtungen hin!

Was aber wird die große deutsche Tagespresse zu diesem Erlasse sagen, ihm gegenüber tun? Wird sie noch immer an dem, zu den Erscheinungen des deutschen Lebens in klarem Widerspruche stehenden, Glauben festhalten, die Familienforschung sei eine „Liebhaberei für im Ruhestande lebende adelige Majore von vorgerücktem Alter“ und für weitere Volkskreise, und namentlich die Allgemeinheit, gänzlich belanglos? Steht es doch noch heute in dieser Hinsicht bei der großen deutschen Tagespresse, insbesondere derjenigen der Reichshauptstadt, und sogar bei sehr rechts gerichteten Blättern so, daß man sehr wohl von dem „dicken Scheuleder“ der Tagespresse sprechen kann, wie einst Ottokar Lorenz von dem „dicken Scheuleder der Fakultäten“ sprach.

Für die Verbreitung des Sinnes für Familienforschung im Geiste des badischen Erlasses vom 26. Mai 1925 kann die Tagespresse sehr viel tun. Sie wird sich dieser Aufgabe auf die Dauer nicht entziehen können!

Die Legende vom Kinde.

Von S. Mette.



Als Gott der Herr die ersten Menschen geschaffen hatte, ward ihnen die ganze weite, reiche Welt mit allem, was darauf lebte und stand, zu eigen gegeben; und sie tummelten sich darin nach Herzenslust allein, oder trieben ein fröhlich' Spiel mit den Tieren. Und jeder sonnenfunkelnde Morgen lockte sie verführerisch mit seinem gleißenden Geschmeide hinaus in die stählerne Kühle eines umschatteten Waldbaches, in die weichwiegenden Fluten eines verschwiegenen Bergsees oder die prickelnden Wellen des immerwogenden Meeres. Die Mittagshitze aber stach sie mit sengenden Pfeilen nieder ins hohe, schläfrige Gras, und wohligh-müde streckten sie die sonnengebräunten Glieder weithin, und die bunten Blumen lachten leise im Traume dazu. Wenn dann die Abendkühle sie kräftig striegelte, sprangen sie auf und über die Fluren hin wie junge Fohleh, und sie haschten einander und tollten so ausgelassen, wie das heute nur noch Kinder können.

Da war alles hell in ihnen und lautere Fröhlichkeit.

Doch einmal kam ein Tag, da wollte, was sie auch angriffen, kein Haschen, kein Jagen, kein Schummern mehr im wogenden Grase die frohe Kinderlaune wieder leuchten machen: Sie waren müde geworden am ewig wiederkehrenden Spiel der Tage.

Dunkles Sehnen schlich sich in ihre Herzen, und es ward unruhig in ihnen und friedlos.

Eines Abends, als das spielerische Einerlei der Tage sich wie graue Einöde endlos vor ihnen dehnte, sprach der Mann zum Weibe: „Siehe, wir sind nur zu zweit, und wenn wir gleich aufrecht gehn und sprechen und den Tieren zu Herrschern gesetzt sind, — die Tiere sind nicht so allein wie wir, sind unzählige von jeder Art. Komm', laß uns zum Herrgott gehn und ihn bitten, daß er uns Gefährten geselle wie den Tieren.

Und sie gingen hin und sprachen zu Gott: „Herr, du hast uns gegeben, zu herrschen über die Erde und alles Getier darauf; wir können frei schalten, wie wir wollen. Doch eine Unruhe zehrt an uns seit Tagen: Herr! wir sind allein! schenk uns Spielgefährten, wie es die Tiere einander sind!“

Gottvater lächelte voll gütiger Nachsicht und antwortete: „Ich wußte, daß ihr kommen würdet; doch solltet ihr frei entscheiden, und so stell' ich euch zu zwei allein. Nun saget, wollt ihr es so haben, wie ihr es bei den Tieren seht, die ihre Jungen werfen ohne viel Schmerzen, die sie hegen ohne viel Sorgen, die sie schnell freilassen, ohne sich weiter um sie zu kümmern? Oder aber möchtest du ein Kind haben“, wandte sich der Herr fragend dem Weibe zu, „das du mit Wonnen unterm Herzen trägst, das dir aber von der ersten Stunde, da du es trägst, Bängnisse schafft, das du unter zuckenden Qualen zur Welt bringst, von dem du deshalb nicht lassen kannst in Ängsten und Weiten bis ans Ende deiner Tage?“

„Was ist das, Schmerzen, Qualen, Sorgen?“ warf vorschnell der Mann ein.

Da nahm der Herr ein Schwert und hub es vor die Augen der Frau, und es lohte auf blutigrot zu zehrender Flamme, und mit wehem Seufzer sank das Weib in sich zusammen, mit beiden Händen nach dem Herzen greifend. Verwirrt stürzte der Mann hinzu, stützte das Weib und sprach zu Gott: „Herr, wie fragst du nur! gib uns Gefährten, wie es die Tiere haben!“ Das Weib aber vermochte nicht zu sprechen. Flehend hob es die bebenden Hände zu Gott, und da sie der Mann umfassen wollte, sie fortzuführen, kehrten sich ihre Hände nach unten zu abwehrender Gebärde, und sie ging, die weiße Stirn gebeugt, die runden Schultern wie fröstelnd nach vorn eingezogen, allein den Berg Gottes hinab.

Der Mann aber folgte ihr beklommenen Herzens nach.

Nicht lange, und sie bekamen Junge in großer Zahl, wie die Tiere, und das Weib umhegte sie, nährte und koste sie, und sie hatten beide ihre Kurzweil damit und waren froh. Doch gar bald entliefen sie ihnen, gingen ihre eigenen Wege und kannten die Eltern nicht mehr.

Da waren die zwei wieder allein und einsam.

Eines Tages, als eben die Sonne mit leisen Fingern rosig über den verschlafenen Himmel huschte, hob sich das Weib lautlos vom Lager und ging zu Gott. „Herr“, bat sie demütig, „gib, daß ich ein Kind trage unter meinem Herzen; alle Schmerzen und alles Leid will ich auf mich nehmen, nur stille mein Sehnen, nimm von mir die leere Nacht der Einsamkeit!“

Schweigend faßte Gott das Flammenschwert, hielt es über das knieende Weib und sprach: „Nimm das Schwert der Tränen von Leid und Freuden, du wirst in ihm frei werden und froh und leben ewiglich.“ Da er das gesagt, senkte sich die Strahlenspitze des Schwertes zum Herz der Knieenden; und wie sie danach griff mit zagen Fingern und auf Gottes Antlitz schaute, ward ihr, als schläge das glutende Feuer seiner Augen auf das Schwert. Da zog sie es zitternd ans Herz, und das Schwert zerflamte zu züngelnder Lohe, und mit beiden Händen preßte das Weib sich die zehrende Gottesglut ins Herz. Und das Herz krampfte sich zusammen in Pein und Seligkeit. Das Antlitz Gottes aber ward ihren Augen enthoben in einer silberweißen Wolke. Erschöpft sank das Weib zurück ins dunkelgrüne Erdengras und fiel in einen tiefen Schlaf, das sehnde Antlitz gen Himmel gerichtet.

Seitdem sieht der Mensch das Antlitz Gottes nicht mehr; es sei denn, er schaute es aus der tiefsten Seele seines Herzens.

Als das Weib erwachte, lichtete eben das erste Dämmer Silber die blauen Nebel der Nacht auf. Sie stand auf, reckte die tauschweren Glieder und ging langsam den Berg hinunter der Sonne entgegen.

Da der Mann sie den Berg Gottes herabschreiten sah, die weite weiße, an den Schläfen wie gemeißelte Stirn sinnend geneigt und den blühend weichen Mund leise geöffnet, schauderte ihn, denn er wußte, daß sie von Gott kam. Zögernd nur ging er ihr entgegen. Da schlug sie die Augen auf, voll und wundersam leuchtend, daß ihm das Blut zum Herzen drang und er in die Kniee fiel. Als ob ein Dürstender aus liebend hingehaltener Schale Leben schlürfte, barg der Mann seinen Kopf in die vorgestreckten Hände seines Weibes.

Sie aber zog ihn zu sich empor, die Augen versanken ineinander, und leise küßte er ihr Stirn und Mund, den zurückgelehnten Kopf weich in seine Hände bettend.

Da fühlte das Weib, daß auch der Mann mit Gottes Geist gesegnet sei, und sie ward froh in der Hoffnung auf ihr Kind.

Sanft löste sie seine Hände von ihrem Haupt, und Hand in Hand schritten sie dem jungen Morgen entgegen.

Als aber die Sonne sich gegen Abend neigte, ging der Mann hin und suchte eine hohe Buche mit tiefhangenden Zweigen und baute darunter aus Laub, Erde, Moos und trockenem Holz eine Hütte. Seine Frau aber half ihm dabei, und sie hatten beide große Freude

daran. Und wie die Abendsonne mit ihrem warmverträumten, roten Leuchten durch die Buchenblätter lugte, traf sie schon die beiden Menschen, inniggeschmiegt, vor ihrem ersten Heime.

Das letzte Leuchten des müden Tages war verglommen, der Mond glühte warm auf am dunklen Horizonte, und die Nacht senkte sich mit unhörbar weichen Flügeln auf die Erde und wob sich tief in die Herzen des ersten Menschenpaares; da gingen die beiden, ganz erfüllt vom Gottesfrieden der Nacht, in ihre selbsterbaute Hütte und legten sich zur Ruhe nieder.

Heimgefunden zum tiefversteckten, ewigen Born der Seelen, ward ihnen von Stund an alles anders; sie schauten die Welt da draußen mit großen verwunderten Augen, als sähen sie sie jetzt zum ersten Male; sie horchten staunend in sich hinein, und es war, als brenne ein stilles Feuer in ihnen.

Nun hütete der Mann jeden Schritt seines Weibes; und als es ihr unterm Herzen schwer ward, stützte er sie mit seiner breiten Brust, war weich und mild zu ihr, wie sie es nie zuvor an ihm gekannt, und seine Augen lasen ängstlich in den ihren, und es ward warm und licht drob in ihrem Herzen.

Dann aber kam der Tag, da das neue Leben sich aus ihrem Schoße losrang, da reißen der Schmerz ihren Leib durchzuckte, da sie in Qual und Alleinsein laut zu Gott schrie. Denn der Mann konnte ihr nicht helfen; er stand nur dabei mit hilflos versagenden Händen. Flimmernde Schatten flirrten ihm vor den Augen, und die Sinne dunkelten ihm. Da drang es wie ein Schrei aus weiter Ferne in seine angstverwirrte Seele, und langsam entspannte sich die Lähmung seiner Sinne; er sah das Kind, sein Kind, wie es da lag in seiner blinden Hilflosigkeit, und er fühlte tief, daß dieses kleine Wesen ihm noch fremd war, daß er es sich erst allmählich verdienen müsse. Heiß schoß es ihm durchs Herz; er sah ein Schwert flammen und schaute auf sein Weib. Die lag in wonneseliger Müdigkeit weithin gedehnt und lächelte ihn an mit wundem Lächeln. Da neigte er sich zu ihr nieder, und sie legte ihm die schmerzgezeichnete Hand aufs Haupt. Wie wenn Sonne ihn durchwärmte, ward ihm unter dieser Hand; und er hörte in sich Leben strömen, junges, starkes Leben, und ward in dieser Kraft der Fülle des Ewigen gewiß.

Als aber die Mutter sich wieder stark fühlte, erhob sie sich vom Lager und setzte sich zur sinkenden Sonne vor ihr Heim und träumte hinaus in das Blühen des sterbenden Tages. Das Kind aber schlief geborgen im Schoße der Mutter. Schweigend gesellte sich der Mann zu ihnen, und er betrachtete das zarte Gotteswunder lang und stumm. Plötzlich fühlt das Weib die Nähe des Mannes und schaut zu ihm mit großen, leuchtenden Augen auf, und sie sieht, daß er stark ist, und daß sich die freie Stirn kraftvoll vorwölbt. Da lehnt sie sich

fest an ihn in gläubigem Vertrauen. Warm durchrieselt ihn, und er küßt ihr die Augen, und drückt sein Gesicht in ihr duftendes, leise knisterndes Haar.

Linde flüstert ein Windhauch in den schläfrig hangenden Buchenblättern; unsichtbare Fäden weben zwischen den träumenden Eltern und dem schlummernden Kinde. Ein flüchtiges Lächeln blüht um den kleinen Kindermund.

Es ist, als ob der Odem Gottes mit den Winden wehte . . .

Streiflichter

Das Gute beim andern. Religiöse Menschen stehen mehr als andere in Gefahr, das Gute bei ihrem Gegner gering zu achten oder zu übersehen. Sie stehen damit im Gegensatz zu dem Apostel Paulus, der einer solchen kleinlichen Gesinnung nicht fähig war. Er hatte die meisterliche Lektion begriffen: „Was tut ihr Sonderliches, so ihr nur zu euresgleichen freundlich seid?“ — Und darum ist seine Forderung: „Eure Gelingigkeit lasset kund werden allen Menschen!“

Er stellt diesen Anspruch nicht an alle gläubigen Christusbekenner schlechthin, sondern an die Philipper-Klasse, d. h. diejenigen, denen er zumuten darf, statt ewig am Althergebrachten festzuhalten: zu prüfen, was das Vorzüglichere sei. Ihnen darf er wagen, sich auch selbst als einen zu zeigen, der sich nicht dafür hält, daß er es ergriffen habe, der aber stets bereit sei, das Alte zu vergessen und statt nach dem hinter ihm Liegenden sich jagend auszustrecken nach dem, was vor ihm ist. Also: frisch pulsierendes Leben für die Gegenwart, würden wir sagen. Keine Duldung irgendeiner Verknöcherung, sondern angewandte und angespannteste lebendige Göttlichkeit. Keine Scheuklappen, sondern freier und geweiteter Horizont nach allen Richtungen, sogar in das „Zukünftige“ hinein.

Wieviel mehr auch freier unbefangener Blick in alle Verhältnisse des Diesseits und gerechte Beurteilung auch aller Gegner und Feinde.

Wie ein Ausführungsgesetz zu dem großen Meistergesetz: „Liebet eure Feinde!“ klingt es, wenn Paulus von den Philippnern fordert: „Brüder: Alles was wahr ist, was würdig, was rein, was wohllautet, was irgend eine Tugend, irgend etwas zu Lobendes ist, dem denket nach, das erwäget. Wie ihr es an mir auch seht. Und dann wird der Gott des Friedens mit euch sein!“

Es darf ruhig ausgesprochen werden, daß der „Gott des Friedens“ nicht allzustark in den Gemeinden und Gemeinschaften und Kirchen sichtbar ist. Hier haben wir die Erklärung dafür: Man übt zu wenig die praktische Anerkennung des Guten beim andern. Es wird gekrittelt, gemäkelt, vielleicht gar gezankt, aber nicht gelobt. „Dem denket nach.“ — Ja, fragt euch doch einmal, wem ihr nachdenkt. Ob's nicht fast ausschließlich die gegenteiligen Dinge sind, die Paulus nennt, die Schattendinge. Man gehe

noch einmal die Reihenfolge seiner Aufführung durch und wird es beschämt eingestehen müssen.

Warum haben wir denn keine Kraft, unser Nachdenken auf die lichten und lobesamen Dinge zu konzentrieren? Wahrscheinlich, weil wir selbst zu wenig von Licht und Lob erfüllt und bewegt sind. Wir selbst werfen einen zu großen Schatten, der auf die Dinge um uns her fällt, und wir sehen sie deshalb immer einen Schein dunkler, als sie sind.

Und wie der Geist im engeren Kreise sich gibt, so betätigt er sich auch draußen im größeren. Es gibt kaum etwas ähnlich Unausstehlicheres, als einen frommen Menschen, der nicht Frieden halten kann. Er sucht andere zu bekehren, und ist selber nur eine Karikatur des „wahren Menschen“, dessen Namen er respekt- und taktlos fortwährend im Munde führt. Nicht mit frommen Redensarten beweist man sein Bürgertum im „Reiche Gottes“, sondern in kraftvoll würdigem und wahrhaft friedensmäßigem Verhalten, denn dieses Reich selbst „besteht nicht in Worten, sondern in Kraft“. Und diese Kraft bekundet sich vor allem zuerst in Gerechtigkeit und Lindigkeit gegenüber allen Menschen. Ausnahmslos. —

Ein solcher Mensch kennt keine politischen und konfessionellen oder denominationellen Scheuklappen. Er kennt auch keine Rücksichten gegenüber dem Geldsack. Er kennt nur eins: Was irgend, irgendwo gut, würdig, lieblich ist, dem widmet er sein Nachdenken, sein Erwägen.

Und aus dem Denken ergibt sich das Danken, und Danken hebt den Menschen auf eine höhere Lebensstufe. Auf der unteren ist nicht Danken, sondern Zanken.

Aus dem Nachdenken und Erwägen ergibt sich aber auch das Wort der Anerkennung, das Lob. Fangt doch einmal endlich an, euch selber zu tadeln und eure Gegner zu loben. Wenn ihr den richtigen Blick für eure dunklen und für ihre lichten Seiten hättet, würdet ihr es tun. Sagt doch einmal als einzelne und in der Gesamtheit als Gläubige: Wenn wir rechte Christen gewesen wären, hätte es keine Bolschewisten zu geben brauchen. Wenn wir uns nach dem Muster unseres Meisters immer verzehrt hätten, würde heute noch „jedermann groß von uns halten.“ Wenn wir identisch wären mit unserem Haupte, würde die Welt, die dem Haupte auch heute noch unverminderten Respekt zollt, uns ernster nehmen.

„Was richtet ihr, die draußen sind?“ ruft Paulus, „richtet den Feind in eurer eigenen Mitte!“

Das ist Logik. — Und nun, du Einzelner, auch dein Feind ist nicht neben dir, sondern in deiner engpersönlichen Mitte. Dein dummer, so unsagbar verblendeter Stolz, der in demütig kriechendem Gewande schleicht wie der Schatten des Bettlers an der Wand. Man kann euch beide nicht unterscheiden, so dunkel ist's um euch im Raume. Gehe in die Mitte, deinen Feind zu entdecken. Schlage nicht mehr um dich mit dem Schwert des Petrus. Du verletzt nur Menschen, die tun, was sie müssen und wozu eine höhere Hand sie bestimmt, damit du selbst zu einem höheren Christus-Erleben gelangst: die Erhöhung von der Erde in dir.

Dann wird die kalte Winteratmosphäre um dich her und der Frühjahrssturm sich wandeln, und aus der Kampfnatur wird eine noch stärkere Friedensnatur.

Ein weiter Weg dorthin für manchen. Auch Elias muß sich erst müde gelaufen haben und sich selber den Tod wünschen, ehe er ihn findet. Man kann große Taten für seinen Jehova getan haben, sich selbst für den Treuesten der „allein“ übrig Gebliebenen halten und doch seiner Natur nach auf irrigem Wege sein, solange dieser sich darin äußert, daß man auf andere „Feuer vom Himmel fallen“ lassen will.

Die wahre Weisheit „ist für erste friedsam.“

Gute Psychologen nehmen an, daß Paulus bei seiner reichen Erfahrung in den Gemeinden vielfach unter den Frauen solche gefunden, die der wahren Weisheit, die sich sagen läßt, und des sanften und stillen Geistes entbehrten. So wie man von Moses annimmt, daß seine exakten Reinigungsvorschriften sehr zweckmäßigen, hygienischen Erwägungen entsprachen, die ohne religiöse und gesetzmäßige Umkleidung und Bedrohung das Volk nicht ausgeführt haben würde. Es hat daher einen tiefen Sinn, wenn Paulus den Rat gibt: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“

Das Weib hat seine Aufgabe verfehlt, wenn es sich weigert, stärkster Träger des Friedens und der stillen Güte zu sein. Der Friede aber schweigt. Ein Meer voll Frieden, der Frieden des Waldes, der Frieden der Hochalpen, — sie alle schweigen. Ihre Sprache vernimmt nur der Stillgewordene. Ruhe muß unsere Stärke werden.

Ich habe nicht viel Frauen dieser Art kennen gelernt. Wo es aber geschah, da fiel eine Fülle von gnadenvollem Leuchten mir auf den Weg, das mich heute noch mit Dank erfüllt.

Welch eine Gewalt ist das stille, friedevolle Sein! Da liegt die wahre Ergänzung des Mannes und seine Steigerung. Da begreift man, daß es ohne sie nicht „gut für den Mann ist, daß er allein sei.“

„Einigkeit zu bewahren im Bande des Friedens.“

Wenn es nicht in der Schule des Friedens, in der Familie geschieht, geschieht es nirgends. Und wer dort nicht alles Böse überwinden kann durch Gutes und Besseres, der wird auch draußen kein ruhender Pol im Streit der Elemente sein. Glücklicherweise aber jeder Mann, der eine Gehilfin gefunden hat, die ihn einfriedigend umgibt, die „um ihn sei.“ D. h. das Weib bringt unsere Grenzen zum Ausdruck, es spiegelt unseren wahren Wert oder Unwert: „Sage mir, was dein Weib von dir hält, und ich sage dir, wer du bist,“ wird — von Ausnahmen abgesehen — maßgebend sein.

W. Müller-Gordon.

Aus alten und neuen Büchern.

Aus den Freiheitskriegen. Aus G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 4, Leipzig, Verlag v. S. Hirzel, 1876.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken eskortiert. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten;

nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Gräben haben die Treiber gestattet; mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und teilnahmvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangezogen; aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann und teilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter.¹⁾ Denn der Kosak tut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager, wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid waren gemeinsam, auch von Habe und Erwerb wurde williger mitgeteilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein und beide berieten eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wohl täglich vom Gute nach der Stadt, um bei seinem neuen Freunde, dem Ratsherren oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Pedanterie des Beamten, der Hochmut des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den meisten wie Staub von gutem Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern des Menschen war für alle sichtbar zu Tage gekommen. Wie sich jeder gegen den Staat gezeigt, darnach wurde er beurteilt. Überrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Ratgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, so lange die Generation lebte. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Ältere der Mitlebenden wissen wohl davon zu erzählen.

¹⁾ So in Bunzlau am 22. Mai während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rote Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.

Und als nach dem Waffenstillstande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Dennewitz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherren sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter ans Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete“ ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Übung darin und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Leuchter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Ärmste sparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wohl auch ein Transparent, und ein armes Mütterlein hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volke dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseits der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landesteilen, nicht weniger kräftig an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, fast in jedem Gebiet bis zum Main. Sie umfaßte die Landschaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff sie nur Einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umwege das Bedürfnis zu innigem Anschluß an den größeren Teil der Nation erhalten. Für Österreich aber war dieser Krieg ein Akt politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend, der im ersten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Begeisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege; denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseits des Rheins über den alten Toren von Cleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Interessen brüderlich verbunden. Es hat zum ersten Mal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stel-

lung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den Interessen der Dynastien und dem Hader der Regierungen die Existenz einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Teilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Interessen, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Anteil an der Arbeit dieses Jahres, das wird ihnen das übrige Deutschland nie vergessen.

Uns aber, den Söhnen des Geschlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Väter zu verkleinern, weil sie auch uns zu tun übrig ließen.

Fast allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres späteren Lebens, vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weßwegen es allein wert ist zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts.“ —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das spätere Geschlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiserne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es ist auch im mäßigen Kirchspiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in diesen Blättern versucht wird, aus den Worten vergangener Menschen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher sie atmeten, so soll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1813 mitgeteilt werden.

„Unser Sohn George wurde am 2. April in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten pommerchen Regiments focht er nach dem Zeugnis seines braven Chefs, des Hrn. Majors v. Borcke, nahe bei diesem mit Mut und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Notwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrat und Ober-Commissarius Häse und seine Gattin.“
(Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.)

Auch der Teil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist, seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe. Als der Lützower Gutike¹⁾ im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirtin in Trauer; sie machte sich schweigend um den Gast zu tun, und sagte endlich mit der Hand nach der Erde weisend: „Ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei.“ Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.

¹⁾ Gestorben als praktischer Arzt in Halle. Die Mittellung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

Bücherbesprechungen

Philosophie und Religionsgeschichte.

Plotin-Literatur.

1. Max Wundt „Plotin“ (Studien zur Geschichte des Neuplatonismus. Erstes Heft). Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1919. 72 S. Preis geheftet Mark 2.—.
2. Georg Mehlis „Plotin“ (Frommanns Klassiker der Philosophie Bd. 21). Verlag Fr. Frommann, Stuttgart 1924. 148 S., geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
3. Oskar Söhnngen „Das mystische Erlebnis in Plotins Weltanschauung“. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1923. 85 S. Preis geh. Mk. 2.—.

Wer von der für das Lebensgefühl und die metaphysische Gestimmtheit der ausgehenden Antike repräsentativen und für die Entwicklung des religiösen Denkens und Lebens im Abendlande so bedeutungsvoll gewordenen Lehre Plotins (204—269 n. Chr.) Kenntnis gewinnen will, der sieht sich zunächst an die überlieferten, von Plotins Schüler Porphyrios geordneten und herausgegebenen Schriften des Alexandriners gewiesen, wie sie für uns vorliegen in der Ausgabe von A. Kirchhoff, Leipzig 1856 und in der von H. Fr. Müller, 2 Bde. mit deutscher Übersetzung, Leipzig 1878-80. Eine weitere Übersetzung, ästhetisch ansprechender als die mehr text-gehorsame von Müller, hat Kiefer geschaffen, 2 Bde., Diederichs, Jena 1905.

Doch wird er bald die Erfahrung machen, daß ihm bei der literarischen und gedanklichen Eigenart der plotinischen Abhandlungen ihre rationale Durchdringung und philosophische Bewältigung ohne höchst sachkundige Führer kaum gelingen will. Angesichts der Tatsache, daß deshalb schon Viele entmutigt von weiteren Versuchen Abstand genommen haben und sich doch wiederum aus den inneren Nötigungen unserer eigenen gegenwärtigen Lebensstimmung heraus Unzählige aufs stärkste zu der plotinisch-neuplatonischen metaphysischen Spekulation und Religiosität hingezogen fühlen, ist es ganz besonders zu begrüßen, daß sich solche berufenen Führer jetzt darbieten.

Die Schrift von Max Wundt wird als grundlegend zu betrachten sein; man wird gut tun, sie in erster Linie zur Hand zu nehmen. Sie gibt Aufschluß über die charakterologischen Besonderheiten des plotinischen Schrifttums und über die innere Entwicklungsgeschichte der Lehre im Zusammenhang mit den Problemen der Chronologie und Periodisierung. W. untersucht auch die historischen Beziehungen Plotins und seines Systems, insbesondere dessen „Verwandtschaft“ mit der kynisch-stoischen Diatribe. Obwohl Plotin traditionelle Motive aufnimmt, behandelt er sie doch durchaus souverän und baut seine Lehre in originaler Weise auf. Das letzte Kapitel gibt in den Grundzügen diese Lehre, das „Evangelium“ Plotins, wieder. —

So vorbereitet, wird man das feinsinnige Werk von Georg Mehlis mit großem Gewinn auf sich wirken lassen können und ihm weit mehr als die bloße materiale Belehrung über die damaligen Zeitverhältnisse, über das Lebensschicksal des Philosophen und über den rein theoretischen Gehalt seiner Lehre entnehmen. Mit der liebevollen Hingabe an die seltsam bezaubernde Gestalt des letzten Sehers der „in Schönheit sterbenden“ Antike, mit fein durchgebildeter Fähigkeit der Einfühlung in diese eigenartige und tiefe Seele und in die geistige Haltung der Zeit verbindet M. eine künst-

lerische Gestaltungskraft, eine geradezu musikalisch-lyrische Anmut und Gefühlsgetöntheit des Wortes in der Fügung der Darstellung, wie man sie in philosophischen Werken selten trifft. Bei so glücklicher Vereinigung gelingt es ihm, über den bloß theoretisch-systematischen Gehalt der Lehre hinaus auch das zu erfassen und nacherleben zu lassen, was einem gemeinhin in philosophie-historischen Darstellungen nicht nahegebracht wird: die ganz individuellen und dem profanen Blick nicht zugänglichen Momente, den verborgenen Zauber der Höchstpersönlichen in Gestalt und Welterfassung, die seelischen Untergründe, das „Irrationale“, die leisen Schwingungen des religiösen, des ganz besonderen religiösen Gefühls, die zarten Reize des ganz eigentümlich Stimmungsmäßigen, welche die plotinische Lebenshaltung und Welt-Sinn-Deutung charakterisieren, ja wohl erst ihr Letztes und Wesentlichstes ausmachen. Jedenfalls muß man eine eigene Art von intuitivem Erfassungsvermögen, einen besonderen Spürsinn für das zu tiefst Seelische und dessen metaphysische Nuancierungen und Verzweigungen haben, ein selbst religiös, und mehr noch: congenial religiös gestimmtes Gemüt sein, wenn man solchen Zugang zu dem Eigentlichsten des Plotinismus (wie übrigens überhaupt eines jeden religiösen oder metaphysischen Lebens- und Sinn-Systems) finden will. Wem dies versagt ist, für den ist allerdings die geistige und seelische Welt Plotins — ebenso wie die Platons, Eckharts, Böhmcs, Fichtes u. a. — in ihrem Überbegrifflichen und in ihrer spezifischen Eigenheit und Werthhaftigkeit verschlossen, für den sind seine Worte ein Inbegriff von Sinnlosigkeiten, bloßer Schall und Rauch, eine Torheit und vielleicht sogar ein Ärgernis. Für solchen wäre besser, er rührte nicht daran! — M. aber besitzt diese congenial-religiöse Begabung, und sein Buch wird dazu beitragen, manche noch unerweckte, ähnlich-gerichtete religiös-metaphysische Kraft aufzurufen. —

Höchst bedeutungsvoll, auch im Zusammenhange mit dem Ebengesagten, besonders aber vom rein wissenschaftlichen, vom religionspsychologischen Standpunkt aus erscheint mir die kleine, aber sehr gehaltvolle und methodisch wichtige Schrift des sehr begabten Oskar Sönnigen; sie behandelt weniger das theoretische System als das spezifisch plotinische mystische Erlebnis, den Aufstieg auf der scala mystica und die Bedeutung des mystischen Erlebnisses für den Aufbau der plotinischen Weltanschauung.

Vom Standpunkt einer allgemeinen, eine höchst differenzierte Gliederung erfordernden Typenlehre der Mystik wären einige Einwände gegen das Kapitel über „Abgrenzung und Kontrastierung des affektiven“ mystischen Typus gegen den „nihilistischen“ zu erheben; auch scheint mir der Versuch, das spezifisch plotinische mystische Erlebnis durch Zeugnisse verschiedener völlig anders gerichteter mystischer Haltungen zu verdeutlichen, gerade im Interesse einer möglichst gründlichen und „nuancen-empfindlichen“ Typologie höchst bedenklich. Doch soll auf keine Weise die große positive Leistung dieser Schrift verkannt werden, die m. E. in der ausgezeichneten Ergründung der plotinisch-mystischen Denk- und Gotterfassungs-„Technik“ liegt; — man wird dem kaum noch etwas hinzufügen können — und überdies darin, daß sie methodisch ein klassisches Beispiel für ähnliche Untersuchungen bedeutet, dem man im Interesse der religionspsychologischen Forschung eine möglichst zahlreiche Nachfolge wünscht.

Eva Wernick.

Hans Leisegang „Die Gnosis“, Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1924. 404 S. (Kröners Taschenausgabe Bd. 32.) Preis Halbleinen Mk. 3.—

Leisegang, einer der besten Kenner der antiken und der hellenistischen Philosophie, gibt hier an Hand eines sorgfältig ausgewählten Quellenmaterials eine höchst lehrreiche Darstellung der wichtigsten gnostischen Systeme. Die Schilderung und Erläuterung der historischen Formen der Gnosis hält sich mit ebenso großer Sachkunde wie weiser Beschränkung gegenüber der außerordentlichen Fülle von Richtungen und Gegenrichtungen nur an die besonders eigenartig ausgeprägten und geschichtlich bedeutsamen Gebilde (Simon Magus, Menandros, Saturnilos; Ophiten: Naassener, Peraten, Sethianer, Baruch-Buch des Justinos, Weltbild der Ophianer nach den Berichten des Origines und des Irenäus; Barbelo-Gnostiker; System des Basileides und Isidoros; Lehre der Karpokratianer; Markion; Aonen-Speculation des Valentinus und der sich ihm anschließenden Schulen, der abendländischen des Ptolemaios und der orientalischen des Markos.) Vorangestellt ist eine Erörterung über Begriff und Ursprung der Gnosis und eine ausgezeichnete, von starker Fähigkeit zu philosophischer Einfühlung zeugende Darstellung des mythisch-mystischen Ich- und Welt-erlebnisses und des darin verwurzelten spezifisch gnostischen Denkens in seinem Gegensatz zur rational-wissenschaftlichen Erkenntnis. Im Anschluß daran behandelt Leisegang die allgemeinen Grundzüge der gnostischen Religiosität, ihre besonderen spekulativen Probleme der Schöpfung der Welt und des Menschen, der Sünde und der Erlösung durch die Sendung des göttlichen Logos auf Erden, der Befreiung und des stufenweisen Aufstiegs bis zur endlichen Rückkehr der Seele und alles Geschaffenen zu Gott im Zusammenhange mit der allen gnostischen Systemen eigenen Lehre vom Universum als eines gegliederten Stufenreiches von verschieden organisierten und funktional untereinander wohlhabgestimmten Wesenheiten, vom höchsten Gipfel, der reinen Geistigkeit bis zur äußersten Grenze, der toten Materie. Die Darstellung des religionsphilosophischen Lehrinhaltes des einzig vollständig erhaltenen gnostischen Buches „Pistis Sophia“ bildet den Beschluß des Werkes. Ein Verzeichnis der gnostischen Fachausdrücke erleichtert die Lektüre; ein Personen- und Sach-Register und ein genaues Stellen-Verzeichnis erhöht seinen wissenschaftlichen Wert. Ich wüßte keinen verlässlicheren und bei aller Knappheit so aufschlußreichen Führer zu diesen heute aus verschiedenen Gründen wieder so interessant gewordenen religiösen Problemen zu nennen, als Leisegang's Buch, dem es gelingt, „einen auf das Ganze gehenden Einblick in das gesamte Gebiet zu verschaffen“ (Vorwort). Auch die äußere Ausstattung des Bandes ist sehr geschmackvoll.

Eva Wernick.

Hans Achelis. Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig. Quelle & Meyer 1925. 343 S.

Das vorzügliche Werk von Hans Achelis ist in diesem Jahre in 2. Auflage bei Quelle & Meyer erschienen. Der Verfasser hebt in seinem Vorwort hervor, daß er mit Bewußtsein die erste Auflage, die vor vier Jahren vergriffen ist, verkürzt habe, um eine Geschichte des christlichen Lebens in den ersten drei Jahrhunderten für einen größeren Leserkreis

zu schreiben. Das ist ihm voll gelungen. Die Darstellung, hinter der eine langjährige wissenschaftliche Arbeit steht, beschäftigt sich mit dem höchst interessanten Übergang der aus dem Geiste geborenen und in Christus zusammenstretenden Gemeinden zu einer gesetzesgebundenen Kirche. Es ist Achelis' Verdienst, diese allmähliche Umwandlung, die er auf den verschiedensten Gebieten des religiösen Lebens verfolgt, in einer so lebendigen Weise geschildert zu haben, daß der Leser förmlich den verebbenden Pulsschlag jener aufgeregten mystisch-ekstatischen Zeit des ersten Christentums und ihre Erstarrung in die Formen der *καθολική ἐκκλησία* zu spüren glaubt. Man erfaßt an der Hand dieser hinreißend geschriebenen Darstellung die inneren Kräfte, die mit Notwendigkeit zu diesem Umwandlungsprozeß führten: bei keiner religiösen Bewegung, die kirchenbildend gewirkt hat, können diese Energien jemals fehlen. Und doch empfindet man tief innerlich die Tragik, die diesen gewaltig hinströmenden Wildbach in das enge Bett eines wohlregulierten Stroms hineinzwang. Das Schlußkapitel, in dem Achelis die aus der Hochschätzung der Märtyrer entstehende Heiligenverehrung schildert, kündigt die Katastrophe an, in der das in Gott ruhende Bewußtsein der Urgemeinde mit allen ihren „Geistesgaben“ versank, um einer letztlich auf wohlgeordneten Gesetzen basierenden Kirche Platz zu machen.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch mit vorzüglichen Illustrationen versehen und in geschmackvollster Weise ausgestattet.

Hildebrandt (Berlin).

Ernst Troeltsch. Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. 4. Auflage. München, Verlag von R. Oldenburg. 103 Seiten.

Troeltsch lehrt in seiner Abhandlung einerseits Alt- und Neu-Protestantismus scharf scheiden, andererseits weist er nachdrücklich auf die in der politischen, sozialen und geistigen Wirkung sehr verschiedenen Richtungen des Calvinismus und des Luthertums hin. Als sehr bedeutsam für den Fortschritt bekunden sich ferner die Ideen des Täuferiums, der Quäker und des idealistischen Spiritualismus. Nach T. gilt es, den Einfluß des eigentlichen, orthodoxen Protestantismus nicht zu überschätzen. Seine Beweisführung vollzieht sich in wenigen, ganz großen Linien und ist daher nicht für jedermann überzeugend, aber stets anregend.

A. B.

Pädagogik und Volkserziehung.

Wilhelm Albert. Das Kind als Gestalter. (Die Bücher des Weges.

Eine Bücherreihe zur inneren Erneuerung der Schule.) 2. erweiterte Auflage. Nürnberg, Verlag der Fr. Kornschen Buchhandlung, 1925, 258 S., 8.80 Mk. geb.

In dem pädagogischen Kampfe des vergangenen Jahrzehnts hat die extreme Parole Schule gemacht: Alles vom Kinde aus! Andere glauben dagegen, zum „bewährten Alten“, wie in der Politik und Wirtschaft, so auch in Erziehung und Unterricht zurückkehren zu müssen. Da ist es für den fein abwägenden Standpunkt, dem es um die Sache, nicht um Propaganda, zu tun ist, schwer hochzukommen. Um so willkommener müssen Bücher nach Art des hier vorliegenden sein, die den Leistungen des Kindes durchaus

gerecht werden und alle wissenschaftlichen und künstlerischen, objektiven Werte anerkennen, bei allem aber die Bedeutung der Gemeinschaft betonen. Alberts Buch ist aus dem Studium der Literatur und der Kindesseele gleichermaßen erwachsen und bietet insbesondere über das „innere Sehen“ und die Entwicklung des Kunstverständnisses und der Kunstübung beim Kinde der Volksschule sehr viel höchst Beachtliches. Es ist wirklich eine brauchbare Hilfe bei der „inneren Erneuerung der Schule“ und kann daher Pädagogen wie auch denkenden Eltern durchaus empfohlen werden.

A. Buchenau.

Fritz-Plate. Volksbücherei. W. de Gruyter & Co. 1924. (Sammlung Göschen)

An Stelle des bekannten und viel verbreiteten Jaeschke'schen Bändchens „Volksbibliotheken“ der Sammlung Göschen ist ein von Professor Fritz und Dr. Plate völlig neugeschriebenes Werk unter dem Titel „Volksbücherei (Bücher- und Lesehallen) ihre Einrichtung und Verwaltung“ (Walter de Gruyter & Co., Sammlung Göschen Bd. 332) getreten. Professor Fritz behandelt in den beiden ersten Kapiteln den Werdegang und Aufbau des deutschen Volksbüchereiwesens und charakterisiert in kurzer treffender Weise die Stellung der Volksbücherei im deutschen Bildungswesen der Gegenwart. Nach Fritz muß eine Bücherei heute vor allem sozialpädagogisch aufgefaßt werden, nämlich als das unerläßliche Mittel zu einer wirklichen Volksgemeinschaft auf der Grundlage der Führung zu den Werten, die durch das Buch mitgeteilt werden können. Demnach gehören diejenigen Bücher in eine Volksbibliothek, die diesem Zwecke direkt oder indirekt dienen. Dankenswerterweise erwähnt Professor Fritz (Seite 6), daß diese vom neuen sozialen Geiste getragene Reformbestrebung in Deutschland zuerst energisch von der Comenius-Gesellschaft verfochten worden ist. Dr. Plate, der Oberbibliothekar der Hamburger öffentl. Bücherhalle, behandelt sodann im zweiten Hauptteil (3. Kapitel) die Verwaltungstechnik der modernen Volksbücherei. Auf dem knappen Raum von etwa 9 Bogen ist alles Wissenswerte zusammengetragen und eine Menge von wertvollen Anregungen gegeben. Zur Einführung in dieses Gebiet dürfte es zurzeit kaum ein besseres Hilfsmittel geben.

A. Buchenau.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Heinrich Cunow. Politische Kaffeehäuser. Pariser Silhouetten aus der großen französischen Revolution. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin 1925. 87 S.

Diese hübsch ausgestattete und geschmackvoll illustrierte kleine Schrift des Historikers der Marx'schen Theorie bringt einige sehr feine Skizzen aus der Zeit von 1788 etwa bis 1796. Die Rolle der Kaffeehäuser, besonders der des Café Chrétien, ist bedeutender als man zunächst anzunehmen geneigt ist, und von da aus fallen dann allerlei interessante Streiflichter auf die führenden Männer der „großen“ Revolution (Desmoulins, Danton, Robespierre, Baboeuf, Bonaparte, Barras). Es ist nur ein kleiner Ausschnitt, der hier geboten wird und doch — wie viel echt, aber auch klein Menschliches läßt er erblicken und, schließlich, wie sehr gleicht jene Zeit in ihrer Anarchie der heutigen!

B. C.

H. G. Wells. Die Grundlinien der Weltgeschichte. (Eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit.) Unter Witwirkung von E.

Barker, Sir H. H. Johnston, Sir E. Ray Lankester und Prof. Gilbert Murray. Mit vielen Bildern und Karten von J. F. Horrabin. Nach der endgültigen (dritten) vom Autor durchgesehenen und verbesserten englischen Ausgabe. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 1925. 670 S. 4^o (Doppelspalten).

Dieser Band von H. G. Wells, den man hauptsächlich als Verfasser phantasievoller und gelehrter Utopien kennt, ist eine der erstaunlichsten Leistungen der englischen Literatur seit Kriegsende. Hier wird eine knappe Darstellung der Gesamtgeschichte der Menschheit (bis 1921) versucht, die wirklich Neues bringt durch die völlige Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit des Autors, der bei aller typisch „englischen“ Einstellung doch auch ganz entgegengesetzten Tendenzen gerecht zu werden vermag. In der angloamerikanischen Welt ist dieses Buch in gewaltiger Auflage verbreitet worden. Es ist gewissermaßen der erste Versuch, Geschichte zu schreiben rein aus dem Gesichtspunkte des „Commonsense“, des „gesunden Menschenverstandes“, also, um es paradox auszudrücken, „ungeschichtlich“. So kommt zweifellos manches falsche und schiefe Urteil heraus (z. B. über Deutschland), aber es erscheinen doch auch wieder andere Perioden der Geschichte und dargestellte Völker in einem ganz neuen Lichte. So lese man etwa seine völlig illusionslose Schilderung des römischen Imperiums! Man wird also das Wells'sche Buch mit Kritik und Vorsicht zu lesen haben, kann aber auch viel daraus lernen. A. Buchenau.

Gesellschaftsnachrichten.

Vorträge im Winterhalbjahr.

Im Laufe des Wintersemesters wird wie früher eine Reihe von Vorträgen stattfinden, voraussichtlich vor und nach Weihnachten je drei.

Es sprechen:

Am 24. Oktober Professor Dr. August Messer, Gießen,
„Der ethische Idealismus“

Am 21. November Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau
„Die Volksschule und Pestalozzis soziale
Pädagogik“

Am 12. Dezember Oberstudiendirektor Dr. Hans Schlemmer
„Die religiösen Strömungen innerhalb der Jugend-
bewegung“

Die Vorträge finden voraussichtlich im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht Berlin W, Potsdamer Straße statt. Nähere Mitteilungen im Oktoberheft der „Geisteskultur“. Wir bitten alle in Berlin ansässigen und zufällig anwesenden Mitglieder unserer Gesellschaft herzlich, an diesen Vortragsabenden teilzunehmen. Der Eintritt ist für Mitglieder frei, von Nichtmitgliedern wird eine geringe Gebühr zur Deckung der Unkosten erhoben.

Der Generalsekretär Dr. P. Meißner.

Aus befreundeten Gesellschaften

Die Große Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Die Düsseldorfer Große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen im Jahre 1926 will die Fortschritte aller Zweige in Wissenschaft, Handel und Industrie, die in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu den drei Faktoren stehen, lebendig vor Augen führen.

Während des Krieges und der bitteren Nachkriegsjahre konnte das Bedürfnis nach einer solchen Ausstellungsschau nicht befriedigt werden. Um so größer ist schon jetzt die Beteiligung des Reiches und der Staaten, der wissenschaftlichen Institute, des Handels und der Industrie. Kaum ein Gewerbezweig ist zu nennen, der nicht seine bedeutsamen Errungenschaften auf dieser großen Ausstellung vorführen möchte. Der Mensch in physischer, psychischer und kultureller Beziehung steht im Mittelpunkt. An erster Stelle wird in der Gesundheitspflege das Kapitel „Ernährung“ eingehend behandelt. Auch die Chemie im Dienste der Gesundheitspflege wird gewürdigt. Daneben werden Vererbungskrankheiten, Infektionskrankheiten, Kleidung und Körperpflege, Luft und Klima, Siedlung und Wohnungen, Verkehrs-, Arbeits-, Erwerbs- und Rassen-Hygiene, Krankenversicherung und -Behandlung, sowie die hygienischen Beziehungen des Menschen zu Tier und Pflanzenwelt zum Gegenstand einer praktischen Belehrung gemacht. Auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge werden die Besucher bekannt gemacht mit der Familien-Fürsorge, der Ehe-, Schwangers-, Säuglings-, Kleinkinderberatung, den Volksunsitten und -krankheiten, der Bildungs- und Erziehungs-Fürsorge. In der Abteilung Leibesübungen wird ein Einblick in die Physiologie der körperlichen Betätigung gegeben und alle Methoden dargestellt, mit denen wir Wirkung und Ergebnis der einzelnen Leistung zu verfolgen imstande sind. Anschließend ist eine umfassende Sportausstellung geplant, die eine große Heeresschau über die gesamten Leibesübungen bedeutet. Die letzten Gruppen befassen sich mit der Bedeutung der Frau, der Kunst, der Literatur und der allgemeinen Volksbelehrung in ihren Beziehungen zu den drei Faktoren der Ausstellung.

Auch die medizinisch-pädagogischen Grenzgebiete werden berücksichtigt. Sie werden eingeteilt in: Fürsorge für Geisteskranke, Epileptiker und Schwachsinnige. Obmann dieser Abteilung ist Landesmedizinalrat Dr. Wiehl. Der andern Gruppe: Fürsorge für Psychopathen, stehen Professor Dr. Sioli und Frl. von der Leyen vor. Auch die Vorschulklassen und Hilfsschulen sollen bei der Wohlfahrtspflege für Schwachsinnige Beachtung finden. Ferner werden die Kinderhorte, Kindergärten, Kinderheime, — sowie Schulgärten, Jugendwerkstätten, Berufsschulheime, Jugendwandern und Jugendhandwerk auf der Gesolei eingehend gewürdigt werden. Die Rheinische Provinzialverwaltung hat ihre besondere Mitwirkung bei der Darstellung der Krüppel-, Blinden- und Taubstummenfürsorge zugesagt.

Die Ausstellung, die im Mai 1926 eröffnet wird, soll fünf Monate dauern. Sie dürfte wohl die erste große umfassende Ausstellung werden, die diese drei verwandten Gebiete zum Gegenstand einer eindrucksvollen und belehrenden Würdigung macht.

Bücheranzeigen.

Nur von uns selbst angeforderte Rezensionsexemplare verpflichten wir uns zu besprechen; die übrigen werden hier, unter Vorbehalt späterer Besprechung, mit vollem Titel aufgeführt. Rücksendung kann nicht erfolgen.

- Die Akademie**, Heft 3. Herausg. Hoffmann, Rolf. Br. 9.— M., geb. 11,40 M. 249 Seiten. Verlag der Philosophischen Akademie, Erlangen 1925.
- Aristoteles**, Metaphysik. Übersetzt und herausg. Adolf Lasson. Br. 8.— M., geb. 10.— M. 819 Seiten. Eugen Diederichs, Jena 1924.
- Arnold, Robert F.**, Das deutsche Drama. Geh. 20.— M., geb. 24.— M., 1/2 Led. 80.— M., 868 Seiten. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1925.
- Baumgarten, Otto**, Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche. Br. 2,50 M. 88 Seiten. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart 1925.
- Becker, Dr. Herbert Theodor**, Das Problem der Pädagogik in der kritischen Philosophie der Gegenwart. Br. 2,10 M. 104 Seiten. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1925.
- Berdajew, Nikolaus**, „Der Sinn der Geschichte“ mit einer Einleitung des Grafen Hermann Keyserling. Br. 12.— M. 808 Seiten. Otto Reichl Verlag, Darmstadt 1925.
- Berger, Christian**, Bismarcks Politik im Lichte des christlichen Gewissens. Br. 1.— M. 71 Seiten. Verlag Friede durch Recht, G. m. b. H., Wiesbaden 1925.
- Bergfeld, Dr. Ludwig**, „Seliges Verstehen“. Br. 0,80 M. 68 Seiten. Verlag „Der Syndikalist“, Fritz Kaler, Berlin 1925.
- Bisinger, Josef Dr. phil.**, Der Agrarstaat in Platons Gesetzen. Br. 7,50 M. 121 Seiten. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Leipzig 1925.
- Boehm, Max Hildebert**, Die deutschen Grenzlande, 1/4 Lei. 14.— M. 294 Seiten. Reimar Hobbing, Berlin 1925.
- Böhme, Artur**, Deutschlands Ringen um Einheit und Freiheit. Br. 0,50 M. 10 Seiten. Verlag der Dürrschen Buchhandlg., Leipzig 1925.
- Borst, Hugo, Hellsbach, Dr. W.**, Das Problem der Industriearbeit. Br. 2.— M. 70 Seiten. Julius Springer, Berlin 1925.
- Brandt, Karl**, Mittelalterliche Weltanschauung, Humanismus und nationale Bildung. Preis nicht mitgeteilt. 29 Seiten. Weldmannsche Buchhandlg., Berlin 1925.
- Braun, Dr. Gust.**, Zur Methode der Geographie als Wissenschaft. Br. 1,20 M. 24 Seiten. Verlag von Bruncken & Co., Greifswald 1925.
- Breysig, Kurt**, Vom geschichtlichen Werden. I. Bd. — Persönlichkeit und Entwicklung. Geh. 8.— M., geb. 10,50 M. 808 Seiten. J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf., Stuttgart und Berlin 1925.
- Brunner, Emil**, Philosophie und Offenbarung. Br. 1,50 M. 52 Seiten. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.
- Bruns, Cornelia**, „Tausend und eine Nacht“, mit 6 farbigen Bildern von H. Blank. 1/4 Lei. 4,80 M. 253 Seiten. (Aus d. Sammlg. Raschers Jugendbücher), Verlag Rascher & Cie A.-G., Zürich 1925.
- Burckhardt, Georg**, „Heraklit“. Geh. 8,20 M., geb. 4,00 M. 88 Seiten. Orell Füssli, Zürich 1925.
- Caressa, Hans**, Rumänisches Tagebuch. Preis nicht mitgeteilt. 229 Seiten. Insel-Verlag, Leipzig 1925.
- Cassirer, Ernst**, Philosophie der symbolischen Formen. 2 Bde. Bd. I., br. 9.— M., geb. 12.— M. 1923. Bd. II., br. 10.— M., geb. 13.— M. 1925. Bd. I 298 Seiten, Bd. II 320 Seiten. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.
- Cervantes, Miquel de**, „Don Quijotes Abenteuer“ mit sechs einfarbigen und acht schwarzen Wiedergaben von Fritz Widmann. 1/4 Lei. 4,80 M. 185 Seiten. (Aus der Sammlg. Kaschers Jugendbücher), Verlag Kascher & Cie. A.-G., Zürich 1925.
- Gunow, Heinrich**, Politische Kaffeehäuser. Preis nicht mitgeteilt. 87 Seiten. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin 1925.
- Couperus, Louis**, „Dionysos“ (Roman). Preis nicht mitgeteilt. 239 Seiten. Rainer Wunderlich, Berlin 1925.
- Croce, Benedetto**, Der Begriff des Barock. Die Gegenreformation (aus Europäische Bibliothek, III. Ser.). Geb. 1,20 M. 67 Seiten. ascher R & Cie. A.-G., Verlag, Zürich 1925.
- Deiters, Dr. H.**, Die Schule der Gemeinschaft. 1/4 Lei. 6.— M. 175 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig.
- Die deutsche Bücherei nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens**, Rückblicke und Ausblicke. Deutsche Bücherei, Leipzig 1925.
- Deutscher Hort**, Kulturkundliches Lesebuch für die höheren Schulen, in Einzelheften. Siehe: Wuessing.
- Deutschkundliche Bücherei**, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Siehe: Oppermann.
- Dinglinger, Oskar**, Arbeit — Glaube — Liebe. 1/4 Lei. 10.— M. 171 Seiten. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1925.
- Albrecht Dürer** mit einer Einführung von Prof. Th. Wedepohl. 30 Abbildungen. 2.— M. Verlag der deutschen Kunstanstalten m. b. H., Berlin.
- Eckardt, Fritz**, Die turnerische Bewegung von 1848—49. (Aus der Reihe, „Die Paulskirche.“) 98 Seiten. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., Frankfurt a. Main 1925.
- Eisler, Robert**, Das Geld. Preis nicht mitgeteilt. 888 Seiten. Verlag der Diatype G. m. b. H., München 1924.
- Eisler, Alexander**, Sozialbiologische Bemerkungen zum Strafgesetzentwurf 1925. 34 Seiten. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1925.
- Eucken, Rudolf**, Einführung in die Hauptfragen der Philosophie. Geh. 4.— M., geb. 6.— M. 195 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig.
- Ewald, Oscar**, Die Religion des Lebens. Geb. 8.— M., br. 6,40 M. 436 Seiten. Kober C. J. Spittlers Nachfolger, Basel 1925.

- Fechenbach, Felix**, Im Hause der Freudlosen. Preis nicht mitgeteilt. 129 Seiten. J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin 1925.
- Fichtner, H. O.**, Romfahrt. $\frac{1}{2}$ Lei. 2.50 M. 216 Seiten. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., München.
- Florenz, J. G.**, Der kaufmännische Schriftverkehr in zwölf Geschäftsgängen. Br. 1.40 M. 88 Seiten. Verlag der Dürrschen Buchhandlg., Leipzig 1925.
- Foerster, Fr. W.**, Bismarcks Werk im Lichte der föderalistischen Kritik. II. Auflage. Br. 0.40 M. 85 Seiten. Verlag Friede durch Recht, Wiesbaden.
- Fogazzaro, Antonio**, Das Geheimnis des Dichters. Preis 0.50 M. 160 Seiten. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., München 1925.
- Frank, Ludwig**, Seelenleben und Erziehung. Preis nicht mitgeteilt. 298 Seiten. Grethlein & Co. Zürich und Leipzig 1925.
- Freud, Prof. Dr. Sigm.**, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Geb. 6.— M. 206 Seiten. Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1925.
- Frommannsche Klassiker der Philosophie**, Verlag Frommann-Stuttgart. (Siehe: Georg Mehlis und Bernhard Hell.
- Ganghofer, Ludwig**, Lebenslauf eines Optimisten. 1046 Seiten. Adolf Bonz & Comp., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
- Stefan, George**, Tage und Taten. II. Aufl. Georg Bondi, Berlin 1925.
- Gerlach, A.**, Lebensvoller Rechenunterricht. 4. Band, 3. Teil, Oberstufe. Br. 4.50 M., geb. 6.— M. 253 Seiten. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1925.
- Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen**, Verlag Ernst Reinhardt, München. Siehe: Reininger, Robert.
- Goldschmidt, Alfons**, „Mexiko“. Br. 3.80 M., $\frac{1}{2}$ Lei. 5.— M. 198 Seiten. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1925.
- Gothein, Eberhard**, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation, Bd. I, br. 8.— M., geb. 11.— M., 288 Seiten; Bd. II, br. 9.— M., geb. 12.— M., 289 Seiten Duncker & Humblot, München 1924.
- Greiling, Richard**, Die Kriegsschuld des deutschen Generalstabs. Br. 0.80 M. 23 Seiten. Verlag „Friede durch Recht“ G. m. b. H., Wiesbaden 1925.
- Grollmuss, Maria**, Die Frau und die junge Demokratie. (Aus Volk im Werden.) Br. 1.— M. 86 Seiten. Verlag der Carolus-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. Main 1925.
- Gundolf, Friedrich**, Caesar, Geschichte seines Ruhms. II. Aufl. Preis nicht mitgeteilt. 273 Seiten. Georg Bondi, Berlin 1925.
- Gundolf, Friedrich**, Goethe 12. Auflage. Geb. 18.— M. 795 Seiten. Georg Bondi, Berlin 1925.
- Gurlitt, Ludwig**, „Erziehungslehre“. $\frac{1}{2}$ Lei. 5.50 M. $\frac{1}{2}$ Led. 8.— M. 853 Seiten. Verlag von Moritz Ruhl, Leipzig
- Haberling, Wilhelm**, Johannes Müller, Das Leben des rheinischen Naturforschers. Preis nicht mitgeteilt. 500 Seiten. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1924
- Haedicke, Dr. Johannes**, Kant — ein Kopernikus? Preis nicht mitgeteilt. 330 Seiten. Verlag Kultur und Gesundheit, G. m. b. H., Ober-Schreiberbau 1925.
- Haedicke, Dr. Johannes**, Über Scheintod, Leben und Tod. Preis nicht mitgeteilt. 310 Seiten. Verlag Kultur und Gesundheit, G. m. b. H., Ober-Schreiberbau 1923.
- Halberstaedter, Hermann**, Die Problematik des wirtschaftlichen Prinzips. Preis nicht mitgeteilt. 90 Seiten. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1925.
- Häuser, Philipp**, Pazifismus und Christentum. Preis nicht mitgeteilt. 38 Seiten. Verlag der Schlosserschen Buchhandlung (F. Schott), Augsburg 1925.
- Havenstein, Martin**, Die Dichtung in der Schule. Handbuch der Deutschkunde, Bd. 6. Preis nicht mitgeteilt. 148 Seiten. Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main 1925.
- Heilborn, Adolf**, Die Reise nach Berlin. Geb. 3.— M. 103 Seiten. Rembrandt-Verlag Berlin-Zehlendorf 1925.
- Hell, Bernhard**, J. Robert Bayer und das Gesetz von der Erhaltung der Energie (a. Frommanns Klassiker der Philosophie). Br. 4.— M., geb. 5.— M. 163 Seiten. Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart 1925.
- Heller, Hermann**, „Sozialismus und Nation“. Br. 1.20 M. 104 Seiten. Arbeiterjugend-Verlag. Berlin SW 1925.
- Herwig, Franz**, Sterne fallen und steigen. $\frac{1}{2}$ Lei. 1.— M., $\frac{1}{2}$ Led. 2.— M. 55 Seiten. (Aus Sammlg. Das Tor.) Josef Kösel & Friedrich Pustet, München-Kempten 1925.

Manuskripte werden erbeten an den Redakteur Dr. Siegf. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26. Telephon Südring 779.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. — Nachdruck ganzer Aufsätze ist, ohne besondere Erlaubnis, nicht gestattet. Dagegen können einzelne Abschnitte, bei genauer Quellenangabe, auch wörtlich übernommen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegf. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

Nietzsche und das Erziehungsproblem

Versuche einer einfachen
systematischen Fassung
der wichtigsten Gedanken
Friedrich Nietzsches
über Erziehung

von
Otto Kohlmeier
(162 Seiten)

Otto Kohlmeier, der Verfasser der pädagogischen Studie über Hölderlins Hyperion, unternimmt in diesem Buche den höchst anregenden Versuch, die Schriften des Weisen von Siis — Maria für die Erziehungswissenschaft auszuwerten

Verlag Moritz Diesterweg
Frankfurt a. M.

Die für Naturwissenschaftler unentbehrliche Zeitschrift ist:

Insektenbörse

mit Beiblättern
Entomologische Rundschau und
Societas entomologica
redigiert von Prof. Dr. A. Seitz
und M. Rühl.

Erscheint 14tägig; Bezugspreis vierteljährlich M. 2.—.

Wirksames Anzeigenblatt bei Kauf, Verkauf und Tausch von Eiern, Raupen und Puppen von Schmetterlingen und anderen Insekten. Außer in Deutschland in allen Erdteilen verbreitet. Für Bezieher Freizeilen u. niedrige Anzeigen-Sonderpreise; Probenummer kostenlos.

Ferner besonders für Anfänger sehr empfehlenswert:

Prof. Dr. Krancher, **Erlebtes und Erprobtes aus dem Gebiet der prakt. Entomologie**, 151 Seiten Text, 76 Abbildungen, gebunden Preis M. 3.—
Prof. Seitz, **Die Seidenzucht in Deutschland** Preis M. 4.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom **Verlag Stuttgart, Poststrasse 7.**
Alfred Kernen.

Unentbehrlich sind für

Deutsche Erzieher

Vom Geiste der neuen Volksschule

Ein Berufswort an Lehrer und Volkserzieher. Von Egid Post. M. 0.80.

Kulturfragen

in der deutschen Verfassung

Eine Erklärung wichtiger Verfassungsartikel. Von Prof. Dr. Jos. Mausbach. M. 2.—.

Briefe an einen Landlehrer

Von Anton Heinen. Geb. M. 2.40.

Goethes Faust

Versuch einer Darstellung, was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsarbeit geworden ist.

Von Dr. Anton Heinen. Geb. M. 1.80.

Schönheitssinn und Arbeitsschule

Von Dr. Otto Dahmen. M. 0.60.

Ziele und Wege der deutschen Volkshochschule

1. Band: Ein Gang durch die deutschen Bildungsstoffe; 2. Band: Von der dänischen Heim-Volkshochschule zur deutschen Abend-Volkshochschule. Von Dr. W. Dieck. Je Band M. 3.50, zusammen M. 6.—.

Die deutschen Schulen im Dienste der Natur- und Heimatpflege

Von Hugo Otto. M. 0.80.

Sinn und Zwecke in der Erziehung und Bildung

Von Dr. Anton Heinen. M. 1.20.

Unpolitische Randbemerkungen zur Schulfrage

Von Dr. h. c. A. Heinen. M. 1.20.

Durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom
Volkvereins-Verlag GmbH., M. Gladbach

„Comenius-Schriften zur Geistesgeschichte“

Unter diesem Titel erscheinen größere Arbeiten aus dem Gedankenbereich der Comenius-Gesellschaft, die die Zeitschrift räumlich zu sehr belasten würden.

Wandlungen in Goethes Religion

Ein Beitrag zum Bunde von Christentum und Idealismus

Von Prof. D. Karl Bornhausen

2.70 Mark

Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph

Ein moderner Denker im 16. Jahrhundert

Von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin

7 Bogen. 8°. 2.70 Mark

Diese Schrift soll das Andenken eines hervorragenden Mannes neu beleben, eines Großen der Geistesgeschichte, der Lessingsche Gedanken bereits vorgedacht, und der, ein Gottsucher und Volkserzieher von höchstem Wahrheitsmut, Bibelkritiker und Geschichtsschreiber, Philosoph und Sprichwortsammler, eine der bedeutendsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts war. In Zeiten engherzigster Ungeduldigkeit trat er als Prediger der Toleranz, ein Prophet wahrer innerer Religion, zugleich ein Herold des sozialen Verständnisses und Ausgleichs auf. Seine Gedanken wirken wie die des Comenius noch in unseren Tagen zielstrebend weiter.

Der Teufel als Sinnbild des Bösen im Kirchenglauben, in den Hexenprozessen und als Bundesgenosse der Freimaurer

Von Ernst Diestel, Hofgerichtsprediger in Berlin

— 75 Mark

Durch sein schon in 2. Auflage im gleichen Verlage erschienenenes köstliches Buch „Die Lebenskunst eine königliche Kunst, im Lichte der Weltliteratur“ hat sich der feinsinnige Verfasser eine Gemeinde geschaffen. Aus seiner umfassenden Literaturkenntnis heraus bringt er hier eine wohlgelungene Geschichte des Teufelbegriffs; besonders der famose Taxil-Schwindel findet eine ausführliche Behandlung.

Vedânta und Platonismus im Lichte Kantischer Weltanschauung

Von Paul Deussen

Mit einem Gedenkwort auf Deussen von Reinhart Biernatzki

— 75 Mark

Die gedankenreiche Schrift des großen Gelehrten, die eine Zeitlang vergriffen war, erscheint hier in neuem Gewand. Deussen bringt die drei glänzendsten Erscheinungen der Philosophie vergleichend in Verbindung; in knappen Sätzen dringt er in ihre letzten Tiefen und gelangt zu ihrem inneren Einheitspunkte, zu ewigen Wahrheiten. Im Hinblick auf die geistigen Modetorheiten unserer Tage erscheint die Schrift des unvergesslichen Verfassers besonders zeitgemäß.

Johann Amos Comenius

Dem Menschheitslehrer und Vorkämpfer der Humanität zum Gedächtnis

Herausgegeben von Dr. Georg Heinz

2.70 Mark

Dieses Gedenkbuch soll Comenius als einen berufenen Führer auch für die Gegenwart zeigen. Als Lebenskünstler und Erzieher, als Vorkämpfer des Pazifismus, Apostel der Humanität und als Pfadfinder auf pädagogischem Neuland wird Comenius in der vorliegenden Schrift geschildert. Besonderen Wert erhält das Heft durch den Aufsatz von Ludwig Keller: „Comenius, sein Leben und sein Werk.“

Alfred Unger Verlag, Berlin C2, Spandauer Straße 22